



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND
1999

BLEICHER VERLAG · GERLINGEN

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IM GROSSEN SAAL
IN DER AULA
DER RHEINISCHEN FRIEDRICH-WILHELMS-
UNIVERSITÄT, BONN
31. MAI 1999

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS
HANS GEORG ZACHAU

Herr Bundespräsident, Herr Minister,
Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die Öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und heiße Sie herzlich willkommen. In den vergangenen annähernd 50 Jahren hat unser Orden seine Öffentlichen Sitzungen ganz überwiegend in Bonn abgehalten und zwar in den letzten Jahrzehnten meist hier in der Aula der Universität. Dass wir in den letzten beiden Jahren in Berlin getagt haben, entspricht dem Zug der Zeit. Aber ich bin froh, dass wir in diesem Jahr in Bonn sein können, zumal wir in den kommenden Jahren wieder nach Berlin gehen werden.

Mein erster Gruß gilt wie immer dem Protektor des Ordens, Ihnen, sehr verehrter Herr Bundespräsident. Sie waren während Ihrer ganzen Amtszeit für uns ein guter Protektor und haben engen Kontakt zu unserem Orden gehalten. Dafür sind wir Ihnen sehr dankbar.

Die administrative Betreuung des Ordens lag seit seiner Wiederbe- gründung durch Theodor Heuss beim Bundesministerium des In- neren. Im vergangenen Jahr ging diese Zuständigkeit über auf den Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien. Herr Staatsminister Naumann hat die Ordensmit- glieder bereits gestern empfangen. Ich begrüße jetzt in seiner Ver-

tretung den Herrn Ministerialdirigenten Nevermann, dem wir für sein Kommen danken. Die Betreuung des Ordens erfolgt mit Hilfe Ihres noch aus dem Innenministerium stammenden Stabes in der gewohnten vorzüglichen Weise.

Wir freuen uns, dass die Herren Botschafter Argentiniens, Israels, Mexikos, Polens und Schwedens sowie die Vertreter mehrerer anderer diplomatischer Missionen an der Sitzung teilnehmen.

Ich begrüße die Herren Minister der Länder, die Herren Staatssekretäre sowie die Vizepräsidenten und Abgeordneten des Deutschen Bundestags.

Ich begrüße die Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften sowie die Vertreter der Stadt Bonn.

Besonders dankbar sind wir Magnifizenz Borchard, dem Hausherrn, dass wir wieder in der Aula der Universität tagen dürfen.

Wir freuen uns über das Interesse des Rektors der Universität zu Köln, der Präsidenten der großen Wissenschaftsorganisationen und der wissenschaftlichen Gesellschaften an unserer Sitzung.

Persönlich begrüßen möchte ich die Hinterbliebenen unserer im vergangenen Jahr verstorbenen Mitglieder, Frau Karin Gutbrod-Schwenda und Frau Oxana Hillebrecht. Der Architekt Rolf Gutbrod starb im Januar und der Architekt und Städteplaner Rudolf Hillebrecht im März dieses Jahres. Beide haben unserem Orden über lange Jahre hinweg und sehr erfolgreich als Vizekanzler für die Künste gedient, Herr Hillebrecht von 1970 bis 1985 und Herr Gutbrod von 1985 bis 1997. Der Architekt Peter Busmann, der 1997 das Amt des Vizekanzlers für die Künste von Herrn Gutbrod übernommen hatte, war mit beiden Verstorbenen über viele Jahre hinweg verbunden. So haben wir ihn gebeten, die Nachrufe auf beide Kollegen zu sprechen. Ich bin ihm außerordentlich dankbar, dass er diese Aufgabe übernommen hat.

Nun obliegt es mir, Ihnen den heutigen Vortragenden vorzustellen. Der Festvortrag in der Öffentlichen Sitzung wird immer von einem deutschen oder ausländischen Ordensmitglied gehalten. Unserer Satzung entsprechend haben wir etwa gleich viele in- und ausländische Mitglieder, zurzeit je etwa 35, davon jeweils ein Drittel Na-

turwissenschaftler, Geisteswissenschaftler und Künstler. Vor zwei Jahren hat unser Schweizer Kollege, der Entwicklungsgenetiker Walter Gehring einen Vortrag gehalten mit dem Titel ›Die Entwicklung und Evolution des Auges. Ein Blick in die Werkstatt der Gene‹. Im vergangenen Jahr sprach der Musikwissenschaftler Ludwig Finscher über die ›Entstehung der Wiener Klassik‹.

Nach den Natur- und Geisteswissenschaftlern in den vergangenen Jahren wird in diesem Jahr ein Künstler vortragen, der Bildhauer Herr Professor Hubertus von Pilgrim, der 1995 zum Mitglied unseres Ordens gewählt wurde. Er hat als Titel gewählt ›Die Epigramme des Bildhauers – Denkmalreflexionen‹. Ich freue mich, dass Herr von Pilgrim seinen Vortrag bei einer Ordenstagung in Bonn hält, da hier sein wohl bekanntestes Werk steht, der Porträtkopf Konrad Adenauers. Der zahlreiche Besuch der heutigen Veranstaltung zeigt, wie aktuell das Denkmalthema zurzeit ist. Man könnte nach den Diskussionen der letzten Monate den Eindruck haben, dass Denkmäler etwas Problematisches sind; zumindest in Deutschland scheinen sie das gelegentlich zu sein. Dem möchte ich als ein an den Diskussionen nicht Beteiligter entgegensetzen, dass man sich an Denkmälern auch freuen kann, einfach weil sie so gelungen erscheinen. So ging es mir vor einigen Jahren in Washington mit dem abstrakten Vietnam Memorial und vor einigen Wochen mit dem kürzlich fertig gestellten durchaus gegenständlichen Roosevelt Memorial, ebenfalls in Washington.

Nach dem Festvortrag werden wir Ihnen die im vergangenen Jahr gewählten neuen Mitglieder des Ordens vorstellen.

Jetzt möchte ich Herrn Busmann bitten, die Nachrufe auf die Herren Gutbrod und Hillebrecht zu sprechen.

GEDENKWORTE

ROLF GUTBROD

13. September 1910 – 5. Januar 1999



Roy Gifford

Gedenkworte für
ROLF GUTBROD

von
Peter Busmann

Verehrter Herr Bundespräsident, liebe Frau Gutbrod!

Am 5. Januar dieses Jahres starb der Architekt Rolf Gutbrod, der seit 1971 Mitglied des Ordens Pour le mérite gewesen ist.

Ein viertel Jahr später, am 6. März, hat uns der Architekt und Städteplaner Rudolf Hillebrecht verlassen.

Er war seit 1964 Mitglied des Ordens und seit 1970 dessen Vizekanzler, bis Rolf Gutbrod im Jahr 1985 dieses Amt von ihm übernahm.

Dass mit meiner Wahl zum 2. Vizekanzler vor zwei Jahren als Nachfolger von Rolf Gutbrod wieder ein *Architekt* dieses speziell den Künsten gewidmete Amt inne hat, mögen Sie als eine Art Legitimität durch Kontinuität betrachten, wenn ich heute für meine *beiden* verehrten Vorgänger und herausragenden Kollegen die Gedenkworte spreche.

Rolf Gutbrod wurde am 13. September 1910 geboren. Er gehörte der Generation meiner Lehrer an, die zwischen den beiden Weltkriegen studiert hatte, mit der nationalsozialistischen Diktatur konfrontiert war und dann den Wiederaufbau nach 1945 entscheidend mitgeprägt hat.

Wenn ich jetzt versuche, mich der Persönlichkeit des Verstorbenen im Geiste zu nähern, kommt mir ein Ausspruch von George Bernard Shaw in den Sinn, der gemeint hatte, das Beste, was dem Menschen passieren könne, sei jung zu sterben. Allerdings mit dem Zusatz, es gelte diesen Zustand des Jungseins so lange wie möglich hinauszuzögern.

Wer Rolf Gutbrod gekannt hat, wird dieses Bild nicht in dem Sinne missverstehen können, dass er es darauf angelegt hätte, den Anschein von Jugend zu erhalten, vielmehr hatte er sein Leben lang alle elementaren Eigenschaften, die wir mit Jugend in Verbindung bringen:

Ich rufe seinen Charme in Erinnerung, seine blitzgescheiten Anmerkungen, die er mit singendem Tonfall und immer im richtigen Moment vortrug, seine munteren Augen, seine Beweglichkeit, seine Neugierde und – ein äußerliches, aber charakteristisches Detail – seine in einem mächtigen Schopf *einzel*n himmelwärts strebenden Haare.

Er gehörte zu den Menschen, in deren Gegenwart man sich wohl fühlt, die Brasilianer nennen einen solchen Menschen »astrao«, Sternenmensch, ein Mensch, der seine Heimat auf der Erde hat *und* in den Sternen, in der Materie *und* im Geist.

Als Rolf Gutbrod vor vier Jahren gemeinsam mit dem Ingenieur Fritz Leonhardt in Stuttgart den großen Preis des Deutschen Architektur- und Ingenieurvereins erhielt, sprach er einen für sein gesamtes Wirken bezeichnenden Satz, der auch ein Licht auf seine Zusammenarbeit mit ungezählten Bauherren, Partnern, Mitarbeitern, Firmen und noch lernenden jungen angehenden Kollegen wirft. Er sagte:

»Wenn man dann am Schluss nicht mehr weiß, von wem kam was, *wie* ist es entstanden, sage ich: ›Ein Engel hat mitgebaut‹. Wenn das gelingt – ein paar Mal hatten wir dieses Glück – dann kann man das Gefühl haben, etwas *Geistiges* verwirkliche sich, und der Bau werde durchsichtig für das dahinterstehende ›Geistige.«

Unausgesprochen schwingt bei diesen seinen eigenen Worten mit, was wir von ihm wissen:

Seine tiefe, tätige Verwurzelung in den Phänomenen unserer west-östlichen Kultur einschließlich ihrer Religiosität und seine lebenslange Verbundenheit mit Goethe und der Anthroposophie.

In seiner Beziehung zum Islam sehe ich ihn selbst als eine Gestalt des west-östlichen Diwan, der eben Orient *und* Okzident umfasst, ähnlich wie Goethe im hohen Alter sich selbst gesehen hat.

Betrachtet man die Fülle der Entwürfe und Bauten dieses Baumeisters, mag man kaum glauben, es mit nur einer Person zu tun zu haben. Sein Werk entzieht sich einer pauschalen Beurteilung, bietet nicht den oft von Zeitgenossen und Kritikern erwarteten Wiedererkennungseffekt, entzieht sich der Katalogisierung nach formalen Stilkriterien.

Seine Schöpfungen sind vielfältig und voller Fantasie. Und doch – betrachten wir seine Werke im Einzelnen und mit größerem zeitlichen Abstand – wird klar, dass nicht Beliebigkeit und womöglich vordergründige Anpassung an Bauherrenwünsche das Sagen hatten, sondern seine Architektur immer das Ergebnis einer behutsamen und intensiven einfühlenden Arbeit gewesen ist, getragen von einem untrüglichen Gefühl für das an dem jeweiligen einmaligen Ort einmalig Richtige.

Wenn ich Sie jetzt in Gedanken mitnehme in die wunderschöne Stuttgarter Liederhalle, dann kommt mir noch ein Wort in den Sinn, das es in allen Sprachen gibt und das man sich in der Regel scheut in Verbindung mit sachlicher Arbeit zu verwenden, es ist aber die Quintessenz von allem: Ich spreche von der *Liebe*. Der Künstler, der dies geschaffen hat, war mit *Liebe* am Werk. Liebe zur *Musik*. (Er spielte selbst Geige und musizierte leidenschaftlich mit seinen Quartettfreunden.) Liebe zu seiner Heimatstadt *Stuttgart*, Liebe zu den *Materialien*, zu den *Farben*, zum *Detail* und vor allem: Liebe zu den *Menschen*, die den Bau und seine Innenräume erleben, und ihnen das Gefühl zu vermitteln, dort zu Hause zu sein, bei sich zu sein.

Rolf Gutbrod, der in seinem Schaffen und auch als Lehrer alle klassischen Tugenden des Architekten in sich verkörperte und kraft seiner großen Bildung und seines mit ungeheurem Fleiß und intensiver Arbeit erworbenen Wissens und Könnens, selbst ein Teil unse-

rer Baukunsttradition geworden ist, ging gleichwohl niemals auf Nummer sicher, fing immer wieder von vorne an.

Ein Kollege hat einmal sehr schön gesagt, daß Gutbrod keinen Stil hatte, sondern eine Haltung, einen Habitus. Einem Stil kann man folgen oder ihn imitieren, eine Haltung kann man nur annehmen, aber niemals nachahmen.

Er war jemand, der seinen Beruf als Handwerk auffasste und dieses Handwerk von der Pike auf gelernt hat. Dabei beeindruckt mich besonders, dass er jahrelang das verantwortungsvolle und oft undankbare Geschäft des Bauleiters selbst ausgeübt hat, zunächst während des Krieges als »Feldbauamtsvorstand«, wie es in der Sprache der Militärbürokratie hieß und direkt nach dem Krieg als Mitarbeiter seines späteren Kollegen Professor Wilhelm.

Seine Nachkriegsgeschichte liest sich als Erfolgsgeschichte:

Als selbständiger Architekt wurde er Lehrbeauftragter an der Architekturabteilung der TH-Stuttgart, 1953 Professor und später Ordinarius am Institut für Innenraumgestaltung.

1983 sagte er anlässlich der Verleihung des großen Berliner Kunstpreises an ihn: »In 25 Jahren Lehre in Stuttgart interessierte es mich zu erfüllen, was aus den jungen Kollegen heraus will, versuchte ich, jeden seine eigenen Wege finden zu lassen – also *keine Schule! Keine Schüler!*«

Viele dieser damals jungen Menschen wurden seine Freunde. Zusammen mit Adolf Abel entstand damals die schöne Liederhalle, das Funkstudio Villa Berg und weitere liebenswerte Bauten.

Was später folgte, seine zahlreichen Bauten in Berlin, in Köln und in Wien, in Montreal und Mekka sowie seine Planungen für Abu Dabi, Bagdad und Riyadh kann man als Weiterführung dessen verstehen, was einst in Stuttgart begann, gemessen an dem monumentalen Spätwerk klein, aber mit großer gestalterischer Kraft.

Bei der Weltausstellung in Montreal bewies er großen Mut, als er den deutschen Pavillon mit den damals noch völlig neuen Flächentragwerken von Frei Otto überdachte und mit diesem Schritt seinen Schüler Günther Behnisch für dessen Konzeption der Olympiabauten in München die entscheidende Anregung gab.

Wenige wissen das heute noch. Bei uns viel zu wenig bekannt sind auch seine großzügigen Bauten im Vorderen Orient, u.a. das Konferenzzentrum in Mekka, für das er den renommierten Aga Khan Preis erhielt.

Es ging viel Licht von ihm aus und es blieb in seinem Leben nicht aus, dass der Schatten, den jedes Licht erzeugt, auch auf ihn selbst zurückgefallen ist:

Über die Entwicklung der von ihm in geistiger und räumlicher Nähe zu Scharoun als ein Stück Stadtlandschaft entworfenen Berliner Museumsprojekte ist so viel Kritisches, aber auch schmerzlich Missverständliches gesagt und geschrieben worden, dass ich hierzu Rolf Gutbrod selbst sprechen lassen möchte:

1985 sagte er in einem Interview: »... 20 Jahre umsonst geplant, plötzlich gefällt es dem Bauherrn nicht mehr. Nun würde es – glaube ich – nicht zu mir passen, wenn ich nicht zu dieser Entwicklung *auch ja* sagen würde. Es wird schon seinen Sinn haben und ich sehe auch schon manches, das mir dabei ganz gut passt. Nicht in dem Sinn, dass ich glaube, meine Kritiker hätten Recht, *eher in dem Sinn, dass ich versuchen möchte, daraus zu lernen.*«

Weisheit spricht aus diesen Worten *und* Jugendfrische, jugendliche Vitalität, die bis ans Ende des Lebens bereit ist zu lernen.

Das letzte Bild vom Verstorbenen, das in meinem Gedächtnis bewahrt ist, zeigt ihn ins Gespräch vertieft mit der Schauspielerin Jutta Lampe, nachdenklich, aufmerksam, ganz wach und zugewandt.

Zu diesem Bild, das Weisheit und Jugend verknüpft, füge ich die Worte des Dichters, dessen Heimat auch die Heimat Rolf Gutbrods war:

Wer das Tiefste gedacht,
liebt das Lebendigste,
Hohe Jugend versteht,
wer in die Welt geblickt.
Und es neigen die Weisen oft
am Ende zu Schönem sich.

Friedrich Hölderlin

RUDOLF HILLEBRECHT

26. Februar 1910 – 6. März 1999



Wimma

Gedenkworte für
RUDOLF HILLEBRECHT

von
Peter Busmann

Liebe Frau Hillebrecht!

Unsere Trauer um den Verlust Ihres Mannes, des über alle Maßen liebenswerten Menschen Rudolf Hillebrecht ist groß.

Alle, die den Werdegang dieses bedeutenden Architekten und Städteplaners verfolgt und begleitet haben, befällt zusätzlich zu dieser Trauer die schmerzliche Ahnung, dass wir mit ihm *mehr* verloren haben als einen außergewöhnlich begabten und erfolgreichen Menschen und Fachmann:

Mit ihm hat sich eine *Ära* verabschiedet, eine Ära, die verbunden war mit dem über lange Zeit bewährten Typus des Stadtbaukünstlers, mit der einfachen aber gewichtigen Bezeichnung Stadtbaurat, gewichtig, weil ausgestattet mit Kompetenz durch *alle* Bürger und *alle* Parteien.

Ein Stadtbaurat, der noch in der Lage war, die Gestalt der großen Stadt in all ihrer Komplexität als Ganzes zu denken und zu planen, behutsam zu formen und zur rechten Zeit alle an diesem Unternehmen beteiligten Menschen mit Schwung, Optimismus und *vor allem*: guten Argumenten zu überzeugen, und der auch das Geschick hatte, Menschen von Gegnern in Mitarbeiter zu verwandeln.

Bei seiner Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie für Städtebau und Landesplanung, deren Präsident er sechs Jahre lang gewesen war, sagte Rudolf Hillebrecht im Jahre 1980: »Städtebau ist ein politisches Gestaltungselement, im umfassenden Sinn ist es angewandte Politik.«

Der Ursprung des Wortes Politik schwingt da mit – *Polis*, d. h. die von den Bürgerinnen und Bürgern in eigener Verantwortung und mit klar definierten Rechten und Pflichten verwaltete und gestaltete Stadt, als formale, soziale und geistige Gestalt ihrer Gemeinschaft.

Die von Rudolf Hillebrecht entscheidend geprägte Stadt heißt *Hannover*: Dort wurde er geboren, dort war er – dreimal einstimmig gewählt – 25 Jahre lang Stadtbaurat, dort ist er jetzt 89-jährig gestorben.

Die Zeit seines Wirkens war nicht irgendeine Zeit. Es war die Zeit des Wiederaufbaus nach dem furchtbaren Krieg, der Hannover fast vollständig zerstörte.

Ein alter Freund von ihm vermittelte mir eine Erinnerung, die ich hier wiedergeben möchte.

1943 war es, nach einem der schwersten Luftangriffe: Die Innenstadt lag in Trümmern, der Turm der Marktkirche hat gebrannt und ist in sich zusammengestürzt. Rudolf Hillebrecht geht – von Hamburg kommend – durch seine zerstörte Heimatstadt und weint wie die vielen anderen Menschen, die ihre Stadt untergehen sehen. Aber in diesem Mann ist eine Kraft, die in seinem Herzen und in seinem Kopf eine Vision erzeugt, sie heißt: »*Ich will meine Stadt wieder aufbauen.*«

Es war ein innerer Auftrag, dessen äußere Bestätigung er durch die Bürger der Stadt *nach* dem Krieg suchte und fand.

1950 konnte er dann schreiben: »Ein *neues* Stadtbild wird erkennbar, das zwar neue Züge trägt und doch bei allem Neuen das darüber liegt, unverkennbar das Gesicht der *alten Stadt* ist, der »ewigen Stadt, die nicht untergehen kann.«

Wer Rudolf Hillebrecht erlebt hat, diesen sensiblen Zuhörer mit der zarten Gestalt und mit der Fähigkeit, glasklar zu denken, zu

formulieren und zu gestalten, der weiß, dass das Pathos dieser Worte echt ist, denn es ist im ursprünglichen Wortsinne aus Leidenschaft und aus Liebe geboren.

Die weit über Hannovers Grenzen hinausgehende Anerkennung seiner Arbeit in Deutschland und in der ganzen Welt hat er nicht gesucht, sie war das Ergebnis einer kontinuierlichen Arbeit vor Ort, als politisch handelnder Städtebauer und als vorbildlicher Hochschullehrer.

1959 erschien sein Kopf auf der Titelseite des *Spiegel* mit der Überschrift »Das Wunder von Hannover« und dem rückblickend fast prophetisch klingenden Satz: »Hannover, Stadt des Jahres 2000«, ehrlicherweise muss ich hinzufügen: damals noch mit einem Fragezeichen.

In dem aufschlussreichen Buch von Werner Durth *Deutsche Architekten – Biographische Verflechtungen 1900–1970* wird dem Wirken und dem Einfluss von Rudolf Hillebrecht breiter Raum gewidmet und bemerkenswert ist es, dass seine Biographie auch in der Zeit des Terrors keine blinden Flecken aufweist.

Offenbar verfügte er auch in dunklen Zeiten über einen inneren Kompass, ein *Licht*, das ihn einen konstruktiven Weg finden ließ und von Verstrickungen verschonte, in die so viele Menschen damals mit oder ohne persönliche Schuld geraten sind.

Als Beispiel nenne ich seine Tätigkeit von 1943–1944 im Arbeitsstab »Wiederaufbauplanung zerstörter Städte«, die für ihn konkret bedeutete, die Unterbringung ausgebombter Familien zu organisieren.

Als er seine berufliche Tätigkeit bei so bedeutenden Architekten wie Walter Gropius, Heinrich Tessenow und Constanty Gutschow begann, hatte er sich seinen weiteren Werdegang sicher anders vorgestellt.

Auch er wurde noch Soldat, geriet in Kriegsgefangenschaft und war dann allerdings sehr bald nach Kriegsende in verantwortungsvollen Gremien tätig, zunächst beauftragt von der englischen Besatzungsmacht im Zonenbeirat für Bau- und Wohnungswesen.

Seine Erfahrungen, auch als junger Stadtbaurat von Hannover, befähigten ihn schon 1949 zur Mitarbeit im Bauausschuss des Deutschen Bundestages, wo er es war, der schon früh die Weichen stellte für die städtebaulich relevanten Gesetze, welche bis heute die Grundlage unserer Arbeit sind und es wahrscheinlich auch in weiteren Generationen bleiben werden. Dazu gehört das Städtebauförderungsgesetz genauso wie das Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz, Grundlage für die Förderung des öffentlichen Nahverkehrs. Genau gesehen war es ein erstes Ökosteuergesetz, weil es einen Teil des Aufkommens aus der Mineralölsteuer zur Verwendung für den öffentlichen Nahverkehr bestimmte.

Voraussetzung für die Planungshoheit der Gemeinde als Selbstverwaltungsaufgabe war nach seiner Auffassung unbedingt die umfassende Unterrichtung und Mitarbeit der Öffentlichkeit.

Hier ging er selbst mit leuchtendem Beispiel voran. Unzählige, meist abendliche Veranstaltungen nutzte er, um Bürger zu informieren, Problembewusstsein zu erzeugen und – immer angetrieben von lebendigen Ideen und Zielvorstellungen – zur Mitarbeit zu bewegen.

Wir bewundern sein Engagement, die Innenstadt gegen alle Tendenzen zur Kommerzialisierung als einen Ort zu gestalten, wo Menschen gerne wohnen und bleiben, denn *Wohnen heißt bleiben!* Weil er selbst einer war, der geblieben ist, hatte er in besonderer Weise die Kraft und Ausstrahlung, weltweit zu wirken: In Nord- und Südamerika, in der Türkei und in Israel, in China und – immer wieder – in Russland.

Sie, liebe Frau Oxana Hillebrecht sind als Russin gewissermaßen die Verkörperung der lebendigen Beziehung Ihres Mannes zu unseren östlichen Nachbarn.

Heute, wo wir wieder Krieg in Europa haben und erleben müssen, dass aus der Luft Städte in Schutt und Asche gelegt werden, weiß ich mein Gedenken an Rudolf Hillebrecht nicht besser zu beschließen als mit dem wissenden Wort des Dichters Johann Wolfgang von Goethe:

Manches Herrliche der Welt
ist in Krieg und Streit zerronnen,
wer beschützt und erhält
hat das schönste Los gewonnen.

VORTRAG VON
HUBERTUS VON PILGRIM

HUBERTUS VON PILGRIM

EPIGRAMME DES BILDHAUERS – DENKMALSREFLEXIONEN –

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

»Exegi monumentum aere perennius« beginnt *Horaz* eine seiner berühmten Oden: »Ein Denkmal habe ich errichtet, das die Zeiten länger überdauern soll als eines, das in Bronze gegossen wurde«, wie ich als Bildhauer ausholend übersetze, wobei mir die Lakonie der lateinischen Syntax: »aere perennius« unerreichbar bleibt. Und da ich interpretiere, sollte ich hinzufügen »*Aus Versen habe ich ein Denkmal errichtet ...*«, was sinngemäß aus folgenden, hier nicht in extenso zitierten Strophen hervorgeht.

Ich erlaube mir, diese vor nun rund zweitausend Jahren niedergeschriebenen Verse zum ersten Ausgangspunkt einiger Betrachtungen über Wesen und Widersprüchlichkeit des Denkmalsgedankens zu machen. Ein Denkmalsbewusstsein ist die Voraussetzung für die Wirkweise eines Denkmals. Schon von *Horaz* aus betrachtet kann man weit in die Geschichte zurückrechnen, um von solcher Bewusstseinsprägung zu sprechen. Auch auf den kundigen Römer *Horaz* lässt sich gewiss der Terminus von *Jan Assmann* beziehen vom »*kulturellen Gedächtnis*«.

Ein Denkmal, »*das kein zernagender Regen noch des Nordwinds Ungestüm umzustürzen vermag noch die unzählbare Reihe der Jahre,*

der Zeiten Flucht«, dichtete Horaz. »Imber edax« heißt es wörtlich, »zernagender, verzehrender Schlagregen«, was man angesichts der vielen Schädigungen überkommener Bildwerke mit »saurem Regen« zu übersetzen versucht ist. Diese Aktualisierung sollte aber nicht darüber wegtäuschen, dass in Wirklichkeit nicht die Umwelt, sondern der Mensch der größte Denkmalzerstörer ist, offenbar seit der Zeit, seit es überhaupt Denkmäler gibt. Die alten Ägypter kannten schon die Löschung der Denkmäler, die Umwidmung der in Granit geschlagenen Inschriften, die »emendatio memoriae«. Hat sich im Prinzip unsere Zeit darin geändert?

Der Wunsch zu überdauern ist das movens, Denkmäler zu stiften, zu gestalten. Aus diesem Elementarbetrieb leitet sich nicht nur die Furcht vor Zerstörung und Vergängnis ab, sondern eben auch der brennende Wunsch, in einer bestimmten, erwünschten Sicht zu überleben. Horaz erscheint uns modern in seinem Individualismus. Denn sein Denkmalsinteresse ist dem Gegenstand gewidmet, der dem Künstler der wichtigste zu sein pflegt, auf den er am liebsten zu sprechen kommt: Seine Ode wendet sich nicht an Maecenas, um eine seiner bekanntesten Widmungen zu nennen, sondern sie ist ausdrücklich als Denkmal für sich selbst gemeint, ein *Selbstdenkmal*.

Dass der von memini – sich erinnern – abgeleitete Begriff monumentum sich nicht auf Statuen, Grabmäler, Gebäude allein, sondern auch auf schriftliche Zeugnisse der »rerum gestarum« beziehen kann, ist schon antiker Wortgebrauch. Der Neuzeit zugehörig – möchte ich hier einfügen – ist die Denkmalsform, die der nomenclatio, der Begriffsgebung, verbunden ist. Die Preußische Akademie der Wissenschaften nannte schon im 18. Jahrhundert ein neu entdecktes Sternbild »Friedrichs Ehre« und suchte so den Preußenkönig mit diesem »Sternendenkmal« in den Himmel zu heben. Den heutigen Naturforschern ist die Nomenclatur der Astronomie, der Physik, Chemie und nicht zuletzt der Medizin geläufig, die die Begriffe mit den entsprechenden Entdeckernamen paart. »Aere perennius« könnte man – mit Horaz – diese so schöne Denkmalsform nennen, in der große Forscher aus der fach-

lichen Begrenztheit heraustreten wie Hans-Gerhard Creutzfeld und Alphons Jacob etwa oder, mich einer anderen Katastrophe rückerinnernd, Henri Becquerel.

Welche Denkmalsart auch immer: Der in der kurzen Horaz-Zeile beschlossene Kontrast zwischen Traditionsbezug und Innovation, zwischen *Norm und Subjektivität*, ist das Element der Denkmals-thematik, das mich besonders fesselt. Ich bin der tiefen Überzeugung, dass ohne diesen Aspekt der Erneuerung, ohne subjektive Auslegung und Wandel ein Denkmal heute nicht mehr wirksam sein kann. Mich als Bildhauer reizt der Balanceakt zwischen Wahrung und Sprengung der überkommenen Denkmalsform. Naturgemäß aber führt diese Spannung häufig zu einem Scheitern von Wettbewerben oder zu den langjährigen Querelen, nicht nur den aktuellen, wovon noch die Rede sein wird.

»Private Mythologien« etikettierte die vierte »documenta« in Kassel einen ihrer Teilaspekte. Ist dieser Terminus akzeptabel, ist er nicht eine *contradictio in adjecto*? Diese Frage muss sich jeder Künstler stellen, der sich analog zu einem Mythenbegriff mit Denkmalsaufgaben beschäftigt, um sich jenseits mancher hermetischen oder ephemereren Wirkweise, auf eine – wenn auch nicht vordergründig gemeinte – Mittelbarkeit und vor allem auf *Dauer* einzulassen. Die Denkmalskunst hat wie keine andere Disziplin der bildenden Kunst einen solchen Bezug zur Zeitdimension, die mit dem Verständnisproblem eng verknüpft ist. Jean-Marie Guyeau sagt (in seiner von Bergson eingeleiteten Schrift »Die Entstehung des Zeitbegriffs«): »*Daher ist nichts absolut neu für uns; das ist das Geheimnis unserer Intelligenz, denn wir verstehen nichts, was nicht irgend ein Analogon in unserer Vergangenheit besitzt, was nicht irgend etwas in uns wachruft. Plato hatte recht mit seiner Behauptung, daß Erkennen zur Hälfte sich Erinnern bedeutet, daß es immer in uns etwas gibt, das dem Wissen entspricht, das wir von der Außenwelt erhalten.*«

Konkret analysiert hat jedes Denkmal *drei* wesensbedingte Zeitebenen, nämlich erstens die seiner Thematik, des Dargestellten oder der des darzustellenden Ereignisses, zweitens die seiner Entstehung

und drittens schließlich die des jeweiligen Betrachters. Ein so berühmtes Denkmal wie das von Christian Rauch geschaffene für Friedrich den Großen versuchte mit historisch verbindlichem Bezug auf Kostüm und mit vielen epochebezogenen Reliefzitate am Sockel das friderizianische Zeitalter zu beschwören. Gleichzeitig gibt es zweitens Zeugnis von der – nicht ganz ungetrübten – Denkmalfreude des 19. Jahrhunderts, ist ganz ein Werk des Klassizismus. 1830 spricht Rauch zum ersten Mal von »Nationaldenkmal«, 1839 bekommt er den Auftrag, 1851 ist das Denkmal vollendet. Es ist ganz lehrreich, in unserer ungeduldigen Gegenwart diese Jahresringe einer Denkmalsentstehung nachzuzählen!

Die dritte Zeitebene schließlich beschreibt die jeweilige Gegenwart mit ihrer wachsenden, schwindenden, seltener ihrer gleichbleibenden Rezeption. Hinter der Ortsbeschreibung, dass das Denkmal Friedrichs *wieder* (oder nach zwischenzeitlicher Restaurierung endlich wieder) Unter den Linden aufgestellt sei, offenbart sich eine solche Wechselgeschichte in unserem Jahrhundert, die ich hier nicht weiter auszuführen brauche. Das *Max I.-Joseph*-Monument vor dem Nationaltheater in München ist, was vielen nicht bewusst ist, vom gleichen Bildhauer, Christian Rauch, modelliert, wenn ich von der Mitwirkung Danneckers sowie der konzeptuellen Mitsprache von Klenze und Martin Wagner absehe. Dem Münchner Denkmal war bis heute gleichmäßigere Wirkung als dem Berliner beschieden. In der Verschiedenheit beider Denkmalgeschichten spiegelt sich auch die Teilung deutschen Nachkriegsschicksals. Darüber hinaus aber sollte man nicht tiefe Mentalitätsunterschiede verwischen noch ein bemerkenswertes Entstehungsdetail vergessen, das der gemütvollen Würde des Münchner Denkmals so entspricht: *Bürger* haben 1828 das Denkmal des kunstsinnigen Monarchen gestiftet.

Aber nicht nur der Denkmalanlass, sondern die *Form*, oder weiter gefasst, die *Übereinkunft*, was ein Denkmal sei, bestimmt wesentlich seine Wirkung. Und hier scheiden sich die Geister! In der neuen, weit verbreiteten und noch in den siebziger und achtziger Jahren immer wieder neu aufgelegten Propyläen-Kunstgeschichte nennt Hans-Gerhard Evers, der Koautor des Bandes für das

19. Jahrhundert, zwei Grundbedingungen für ein Denkmal, nämlich einmal, dass »es die Weltordnung widerspiegele« und zweitens, dass es eine »bestimmte Gliederung einhalte«. Solange sie intakt sei, gehören »Relief und Text an den Sockel, nicht an die Vollplastik. Die Vermengung dieser Ordnungen ist einer der wesentlichen Vorgänge in der Geschichte der Denkmalplastik und der wichtigste Grund für ihre spätere Entartung.« Wenn die Weltordnungen – was immer sich der Kunsthistoriker darunter vorstellte – wie in unserem Jahrhundert so aus den Fugen geraten sind, aber man – wie auch ich – unverdrossen der Denkmalsherausforderung stets neue Seiten abzugewinnen versucht, stoßen solche Postulate auf tiefes Unverständnis, ja, nach der geschichtlichen Erfahrung unseres Jahrhunderts auf heftigen Widerspruch bei der neuerlichen, widerlegbaren Verwendung des Verdikts »entartet«!

Evers leitet seine Denkmalszensuren von der Würdigung Christian Rauchs ab und stuft beide ebengenannten Denkmäler ein mit den Worten: »Das schönste in München für Maximilian Joseph I. von Bayern, das großartigste in Berlin für Friedrich II. von Preußen.« Weiter heißt es: »Wiederholen wir, weshalb diese beiden Denkmäler die besten sind, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht: die Respektierung dessen, was ein Denkmal ist – Rodin dachte so gänzlich anders, daß seine Werke die Denkmalsplastik sprengen –, die maßvolle Auffassung, was ein monarchisch geleiteter Staat ist, die Sensibilität des Künstlers, der sowohl die Maßstäbe wie die Inhalte abzuwägen weiß.«

Hier zeigt sich die Begrenztheit einer historisch abgeleiteten Wertekategorie, die neuen Dimensionen des »Ereignisdenkmals« nie gerecht werden kann. Aber auch für den auf den ersten Blick vielleicht weniger wandelbaren Topos des »Individualdenkmals« sind solche an die Vergangenheit gefesselten Wertungen unproduktiv – das ist aus der Geschichte selbst zu belegen. Christian Rauch zolle ich wohl meinen großen, aber eben doch kühlen Respekt; seinen Lehrer Johann Gottfried Schadow liebe ich sehr viel mehr und wünschte, ihm sei der ersehnte Auftrag des Friedrich-Denkmal zugewallen. Dem Urteil des genannten Kunsthistorikers diametral

entgegengesetzt aber ist meine Einschätzung speziell der Denkmalsleistung von Auguste Rodin.

Während meiner zwar nicht sehr langen, aber doch glücklich-produktiven Pariser Arbeitsepoche bin ich fast täglich an dem *Balzac-Denkmal* Rodins auf dem Boulevard Raspail nahe dem Boulevard Montparnasse vorbeigekommen. Erst an Ort und Stelle bin ich der merkwürdigen Denkmalsgeschichte gewahr geworden, die so aller Erwartung widerspricht, die man von der Wirkgeschichte eines Künstlerdenkmals haben kann, das heute sinnfällig an einem Treffpunkt literarischen und künstlerischen Lebens, nahe dem »Coupole«, in Sichtweite des »Café Flor« plaziert ist. Balzacs umfassender Ruhm ist so wenig umstritten wie der Auguste Rodins. Die Denkmalseligkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts steht außer Frage. Und dennoch hat es um dieses Denkmal Streit gegeben: Seine Form entsprach nicht der überkommenen Denkmalsnorm. Die in leichter Schräge einsam aufragende, attributlose Gestalt wurde vom Auftraggeber nicht akzeptiert und ist erst lange nach dem Tode Rodins, in den dreißiger Jahren, gegossen und aufgestellt worden. Das lakonische Epigramm »À Balzac – à Rodin – ses amis«, ehrt den genialen Erzähler des »Chef-d'œuvre inconnu«, des »Colonel Chabert«, der »Peau de chagrin«. Gleichmaßen rühmt es den Bildniskünstler. Beider Lebenszeiten berühren sich kaum, sehr wohl aber haben sie eine Gemeinsamkeit: Die beiderseitige Anrufung Dantes in ihrer jeweiligen Sprache, in der »Comédie humaine« respektive in der »Porte d'enfer«. Und es nennt schließlich die postumen Stifter, denen sich in Gedanken die Verehrer beider Genies beigesellen können.

In der unmittelbaren Nähe des Balzac-Denkmals, nur zwei Straßenecken vom Boulevard Raspail weiter, gelangte ich in die rue d'Assas, in das Atelier von Ossip *Zadkine*, dessen Schüler ich im landläufigen Sinne nicht gewesen bin, den ich aber öfters aufsuchte und beim Drucken seiner späten Radierversuche einmal behilflich war. Zadkine war der Bildhauer, der mit seinem Rotterdamer Denkmal »La ville détruite« von 1946/53 den schöpferischen und damit entschiedensten Widerspruch gegen das Urteil der westli-

chen Nachkriegs-Kunstwelt einlegte, dass ein Denkmal in unserer Zeit nicht mehr möglich sei. Ich entsinne mich daran, dass mir Zadkine Maquettes und eine kleinere Teilfassung seines Rotterdam-Denkmal zeigte. Für mich war die Ermutigung, dass ein Denkmal doch noch möglich sei, umso nachhaltiger, als es sich bei Zadkine einerseits um die Neufindung einer Form, andererseits aber um das in jener Zeit besonders bemerkenswerte Vorbild handelte, auch und gerade bei einem »Ereignisdenkmal« an der *figurativen* Lösung festzuhalten.

Die Welt ehrt eher Herrscher denn Dichter und Erfinder – und das häufig im zu großen Maßstab. Das Urbild aller Reiterstandbilder, das des *Marc Aurel* in Rom, blieb vielleicht das schönste, sicher aber – als Huldigung für den Kaiser und Philosophen gleichermaßen – das maßvollste der Gattung: 4,24 m misst die größte Höhe, in nur doppelter Lebensgröße schon für die Entstehungszeit (160 oder 180 n. Chr.) nicht die Norm. Als spätestes Reiterstandbild in Deutschland gilt das von *Wilhelm I.* in Koblenz – es misst vom Boden bis zur Helmspitze 14 m und wurde gegen den Rat der vom Rheinland-Pfälzischen Landtag eingesetzten Fachkommission mit einem »remake« wieder errichtet. Wolfgang Mommsen, Lothar Gall, Thomas Nipperdey (mit dem schon vom Tode Gezeichneten beriet ich mich noch) und auch ich gehörten zu den vergeblichen Ratgebern. Zu fast gleicher Stunde wurde in Berlin das Thälmann-Denkmal abgetragen: Dem hätte ich auch nicht nachgetrauert, denn mit dem wilhelminischen Koloss gibt es eine andere merkwürdige Koinzidenz: Ebenfalls 14 m war das Höhenmaß Boden–Fahnen spitze. Besonders das ägyptische Altertum belehrt uns darüber, dass nur mit einem gewissen Grad der Abstraktion das menschliche Maß denkmalhaft zu überschreiten ist, nur mit einer den Plastiken innewohnenden Geometrie. In der Bildhauersprache gebrauchen wir denn auch den Terminus »monumental« entgegen fahrlässiger Umgangssprache als Prädikat im Sinne von »groß gesehen« – absolut unabhängig von faktischen Dimensionen.

Die Frage der *Dimension* spielt auch eine gewisse Rolle bei der von mir bisher vermiedenen, nun aber nicht ganz verzichtbaren

Präsentation von einigen Lichtbildern. Die Projektion eines Dias kann die urtümliche Größenempfindung elementar verletzen – nicht anders als die kleine Buchabbildung in umgekehrter Richtung. Als Beispiel zeige ich hier eine Medaille von mir, ein *Taschen-denkmal*, das in Wirklichkeit handtellergrößer ist: Descartes, ich habe ihn letztes Jahr zu Ehren Dani Karavans zitiert, aber auch zur Rechtfertigung alles cartesianischen Denkens in der Kunst, was – sonst zititmäßig immer unterschlagen – die Kraft der Empfindung und die der Vorstellung genauso einschließt wie den auswählenden Willensakt. So groß wie hier projiziert ließe sich auch ein Denkmal vorstellen, etwa in Neuburg an der Donau, wo Descartes im freiwillig gewählten Kriegsabenteuer Winterquartier bezog, das geliebte Florett sinken ließ und in die Maske des Philosophen schlüpfte.

So paradox es klingen mag: Dass selbst Persönlichkeitsdenkmäler *nichtfigurativ* lösbar sein können oder sein sollten (auf dieses erstaunliche Postulat bei der Ausschreibung des Wettbewerbs für das Adenauer-Denkmal werde ich noch kurz eingehen), stand mir in meiner Jugendzeit schon vor Augen. Wenn ich zwei Denkmalsbeispiele, von Rodin und Zadkine, nannte, die mein bildnerisches Denken in meiner späten Ausbildungszeit mitprägten, so will ich hier auch auf zwei im gewissen Sinn gegensätzliche Denkmaltypen hinweisen, die mir früh, schon vor beginnender künstlerischer Bewußtheit, vor Augen waren. Am südlichen Stadtrand von Berlin befindet sich die Denkmalanlage für einen der Männer, denen wir unsere heutige, so selbstverständliche Lebensmobilität mitverdanken, für *Otto Lilienthal*. Der Flugpionier, der mit seiner Untersuchung über den Vogelflug das Auftriebprinzip der entsprechend geformten Tragfläche entdeckte und formulierte und um den Einsatz seines Lebens ausprobierte, hat ein in der Endphase unserer ersten Republik konzipiertes, 1933 vollendetes Denkmal erhalten, das in verschiedener Hinsicht verdient, genannt und – wenn es denn möglich wäre, in seinen ganz ursprünglichen Zustand zurückversetzt zu werden. Auf dem elf Meter hohen Hügel, einer künstlichen Aufschüttung, seinem »Fliegeberg«, wie Lilienthal ihn

nannte, ist ein um ein großes, offenes Zentrum umlaufendes Dach auf leichten Metallstützen errichtet worden, nicht nur, um den historischen Ort zu markieren, sondern auch um eine große Bronzekugel auf schwarzem Basaltsockel zu umfassen. Auf dieser Kugel waren die wichtigsten Pionierflüge der Epoche eingraviert: Allein die einem nationalen Chauvinismus abholde Negierung eines Alleinanspruchs eines Volkes an einer bahnbrechenden Entdeckung machte dieses leider heute in seinem Kernstück so verhunzte Denkmal sympathisch. Offenkundig ist die durch Krieg oder späteren Mutwillen zerstörte Kugel durch einen lediglich geographisch verstandenen Globus gedankenlos ersetzt und heute überdies durch Graffiti vollends entstellt worden. Der Architekt Fritz Freymüller ist – in Verbindung mit einem Gartenarchitekten Eschenbach – der Schöpfer dieses Denkmals, das im »leichten« Stil eher Bauhausgeist atmet, als dass es von einem nationalistischen, »schweren« Pathos gezeichnet ist, das in jenen Jahren eine andere Form- und Materialwahl bevorzugte. Das pionierhaft-konstruktive Element ist der Ehrung eines frühen Flugingenieurs angemessen. Gleichzeitig ist aber in der Form auch ein Traditionsbezug der »Lilienthal-Gedenkstätte« unverkennbar. Die lichte Stahlkonstruktion läßt auch an die antike Form des Rundtempels denken, der als eine Denkmalsform im klassizistischen Zeitalter Beliebtheit und Verbreitung fand.

Eine solche »Tholos«, (ἡ θόλος) wie die Griechen sagten, nenne ich als frühes klassizistisches Beispiel das 1790 im »Georgengarten« in Hannover-Herrenhausen errichtete *Leibniz-Denkmal*. Den Entwurf zeichnete Johann Daniel Ramberg, ein Verwaltungsjurist, der sich nicht auf sein Amt als »Hofrat« (im Kabinett von Georg III. von England-Hannover) beschränkte, sondern auch als Kunstliebhaber und -sammler hervortrat. Sein zumindest in Niedersachsen wohlbekannter Sohn Johann Heinrich Ramberg (1763–1840), der in London respektive Hannover Hofmaler war, hat ihn, zusammen mit seiner Mutter und Schwester etwa in der Zeit der Entstehung des Leibniz-Denkmal reizvoll gezeichnet. Was hier den Geist heiteren Rokokos zu atmen scheint, mag geeignet sein, das Uneinheits-

liche der genialischen Epoche zu verdecken. Mit Lichtenberg standen Ramberg Vater wie Sohn in freundschaftlichem Briefkontakt: Da scheint es über die Angemessenheit eines Denkmals für einen solchen universalen Geist wie Leibniz zu Diskussionen gekommen zu sein. Man bedenke, dass neben dem über viele Zeitalter so üblichen Herrscherdenkmal das Individualdenkmal für einen Dichter oder Philosophen längst nicht die gleiche Selbstverständlichkeit gehabt hat, was auch aus der Tatsache folgert, dass das Leibniz-Denkmal nicht aus der Privatschatulle Georg III., sondern mit Hilfe einer öffentlichen Sammlung finanziert wurde, die Johann Daniel Ramberg mit initiierte. Das Rundtempelchen steht heute noch, die zugehörige Leibniz-Büste befindet sich aber nicht mehr im Tempel, der somit die wahrscheinlich ursprüngliche »unpersönliche« Form, eines Individualdenkmals *ohne* Porträt wiedergewonnen hat, allerdings von Farbsprayern demoliert, was auch eine Art von »imber edax« geworden zu sein scheint.

Wie Denkmäler sich im Wandel befinden können, kann ich mit meiner ersten nicht rezeptiv-betrachtenden, sondern ausübenden Erfahrung belegen, die ich mit dem *Gefallenendenkmal der deutschen Studentenschaft* machte. Dazu muß ich hier die Denkmalsgeschichte des jetzt vor achtzig Jahren gestifteten und Anfang der zwanziger Jahre in Würzburg realisierten Denkmals andeuten: Im Zuge des politischen Wandels Deutschlands konstituierte sich 1919 die Deutsche Studentenschaft, die sich als Repräsentanz aller Studenten der deutschen Universitäten verstand. Das war in dieser Form ein Neuanfang, der sich aber im Schatten des gerade beendeten Krieges auch mit einem Rückblick auf die vielen Gefallenen verband. Etwas von dem nationalen Pathos der Kriegsfreiwilligen des frühen 19. Jahrhunderts schwang in der Aussage der ersten Denkmalsfassung mit. »Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen« stand auf einer Seite eines massiven Granitwürfels von jeweils zwei Metern Kantenlänge, bekrönt von einem bronzenen Adler. Doch diese heroische Ausdrucksform ging den Nationalsozialisten nicht weit genug, die unmittelbar nach ihrer Machtübernahme dieses Denkmal zu einer *zweiten* Fassung umgestalte-

ten. Zwei der streng mittig eingemeißelten Eisernen Kreuze wurden in ahistorischer Usurpation durch Hakenkreuze ersetzt, und sei es auch nur, um die Zwangsablösung der demokratischen Verfasstheit der Studentenschaft der ersten deutschen Republik zu demonstrieren. 1945 kam der *dritte* Denkmalswandel. Der von den Nationalsozialisten durch einen größeren und gröberen ersetzte Adler war in den Kriegs- oder Nachkriegswirren verschwunden, die nationalsozialistischen Embleme herausgemeißelt, der massige, durch unproportionierte Umgestaltung der Aufstellung wie durch Einschüsse verhunzte Granit war in jeder Hinsicht beziehungslos geworden. Er stand der Würzburger Stadtverwaltung im Wege, als sie, ein gutes Jahrzehnt nach Kriegsende, die von Bomben stark gezeichnete Stadt zu sanieren begann und u. a. an dieser Stelle eine neue Straßenführung plante. So wurde – gut vierzig Jahre nach Denkmalsstiftung – die nächste, die *vierte* Metamorphose durch eine Ausschreibung unter den Kunststudenten der Berliner wie der Münchner Akademie initiiert. Ich gewann den Wettbewerb als meine erste öffentliche Arbeit. Sie stellte mich neben der gestalterischen Aufgabe vor die Lösung einer schlüssigen Widmungsschrift. Da war die Erinnerung an die gefallenen Studenten des Ersten Weltkriegs. So viele Studenten waren Kriegsfreiwillige. 1939 aber schwang schon mehr die Erinnerung an 1918 mit. Doch einfach nur mit Zahlen operieren 1914/1918 und 1939/1945 verbot schon der Hinweis auf den Tod widerständiger Studenten seit 1933 und nach 1945 in der sowjetischen Besatzungszone. Die vielen studentischen Kriegstoten und die wenigen, aber so oft beschworenen der »Weißen Rose« sollten nun auf einen Nenner des gemeinsamen Gedenkens zusammengerechnet werden. Es gab 1958/59 manchen Widerspruch im stillen Würzburg, das man sich 1919/20 als zentralen Ort zwischen Königsberg und Straßburg, zwischen Greifswald und Freiburg als quasi geometrische Mitte einstmaliger Universitätslandschaft erwählt hatte. Zusammen mit dem klugen Generalsekretär des Verbandes Deutscher Studentenschaften einigte ich mich auf die – nach Lage der Dinge äußerst kurze – Inschrift: »Die Deutsche Studentenschaft / im Gedenken / an den

Tod / das Opfer / das Vorbild.« Uns leitete die Vorstellung, dass jeder der drei beschworenen Begriffe einen Rückverweis auf den vorhergehenden enthalten sollte, also nicht der beliebige Tod und nicht das beliebige Opfer, nicht die Rücknahme weit zurückliegender Geschichte, ohne die verloren gegangene Stimmung eines »dulce et decorum pro patria mori« anklingen zu lassen. Heute, nach wiederum vierzig Jahren, gibt es die Deutsche Studentenschaft – das ist nüchtern festzustellen – qua Verfassungsurteil in dieser Form gar nicht mehr, und die SBZ ist ein Trümmerstück der Vergangenheit. Und ob ein solches Denkmalsepigramm noch heute in dieser Form zu Stande käme, bezweifle ich. Dennoch bleibt nachzutragen, dass das Denkmal bis heute – sit venia verbo – benutzt wird.

Denkmale und ihre Geschichte. Hier in Bonn liegt es für mich nahe, kurz an die Vorgeschichte des *Adenauer-Monuments* zu rühren, weil schon die Nachgeschichte wieder ein neues Kapitel aufschlägt. Soll der »Alte«, wenn möglicherweise die große Moore-Plastik vom Kanzleramt nach Berlin transferiert wird, »im Beipack«, wie es höhnisch hieß, mitkommen? Ich bin nicht gefragt worden und höre widersprüchliche Meinungen. »Natürlich« gehöre der Adenauer-Kopf nach Bonn, heißt es, er soll an der angestammten Stelle stehen bleiben. Andere nachdenkliche Stimmen stufen Adenauer nicht als Nostalgiekanzler der Bundesrepublik ein und plädieren für eine Berliner Aufstellung, die aber bisher jeder Konkretisierung eines möglichen architektonischen Bezuges entbehrt noch einen gesamtpolitisch-historischen, »interfraktionellen« Zusammenhang ins Auge fasst.

Ich will hier die farbenreiche, nicht schattenlose Entstehungsgeschichte des Adenauer-Monuments nicht breit ausmalen. Zwanzig Jahre sind seither vergangen, mancher hat offenbar vergessen, dass die Wettbewerbsausschreibungs- und Aufstellungsgeschichte in die Zeit der sozialliberalen Koalition zurückreicht. Aber ich muss ein wenig lächeln über Wendungen wie »angestammter« Platz, wenn ich mich der langen Aufstellungsquerelen entsinne und daran erinnere, dass ausschreibungsgemäß Rhöndorf der vorgesehene Stand-



Konrad Adenauer-Monument Bonn, 1979–82 Bronze,
200 cm × 150 cm × 150 cm. (Foto: Hubertus v. Pilgrim)

ort war, einstmals und offenbar doch nicht ohne inneren Zweifel an dieser anekdotischen Reduktion auf das Lokale.

Ich widerspreche der klischeehaften Übertreibung der Adenauer nachgesagten Abneigung gegen Berlin. Eben dort hatte ich ihn unversehens, in ganz unmittelbarer Nähe vor Augen bekommen, am Kurfürstendamm, 1961, als er mit schnellem, entschiedenem Schritt aus dem »Hotel am Zoo« kam, seiner Entourage einen Schritt voraus. Der lebhafteste, aber greisenhafte Kopf faszinierte

mich spontan (ich schiebe die erklärende Nebenbemerkung ein, dass zumindest ich selbst damals keine fernsehhabendliche Vorstellungsprägung besaß). Am tiefsten aber beeindruckte mich der offenkundige, tiefe Gegensatz von Alterszeichnung und gespannter Vitalität. »Wie würdest du ihn modellieren« fragte ich mich selbst. Wer heute an dieser meiner vorgreifenden Ahnung zweifeln mag, den erinnere ich an meine künstlerische Ausbildung bei Bernhard Heiliger, der in damaligen Jahren ein großer Porträtist war und dessen plastische Bildnisse großer Zeitgenossen damals Aufsehen erregten, von Karl Hofer angefangen bis zu den Großen der Politik wie Reuter oder – sehr intensiv – Theodor Heuss. Adenauer aber blieb ausgespart.

Als mich aber die Adenauer-Wettbewerbsanfrage vor nun zwanzig Jahren erreichte, stand dieser frühere Berliner Eindruck unmittelbar frisch vor meinen Augen und ich modellierte sofort meinen ersten Bozzetto in der spontanen Idee, einen so gut wie sockellosen großen Kopf zu machen. Der Aufforderung folgte eine erste Bonner Arbeitsbesprechung, bei der der Auslober den Wettbewerbern nahelegte, *kein* Persönlichkeitsdenkmal zu entwerfen. Mit diesem Einwand hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Und in der Tat ließ sich keiner der Konkurrenten auf eine wie auch immer geartete Porträtlösung ein, abgesehen von einem nicht vorbildfreien, offenbar etwas an der Lincoln-Sitzfigur (Washington D. C.) orientierten Vorschlag. Politisches Handlungsgeschehen losgelöst von der Wesensstruktur des Hauptakteurs – das konnte mir ausgerechnet am Beispiel Adenauers überhaupt nicht einleuchten, das widersprach auch dem Historikerurteil wie dem Barings von der »Kanzlerdemokratie«. Ich wich aber von meinem allerersten, spontanen Konzept nicht ab, das ich nach und nach klärte und ausformte.

Schwerer wog noch das Verdikt führender Kunsthistoriker vom Ende des Individualdenkmals, doch an dieser Stelle verdient die Fairness des Bonner Kunsthistorikers Eduard Trier gerühmt zu werden, der ein deutliches »revoco« dieser Auffassung mit einem Aufsatz 1983 publizierte, in dem er fünf Denkmäler der achtziger Jahre vorstellte, die sich in der Autorenschaft stark unterscheiden

(Hrdlicka, Gerresheim, Rückriem, Bill und ich) und ebenso wenig wie die Geehrten auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind: Engels, Heine (zweimal), Einstein und Adenauer. Nur meine Denkmalfassung ist unter diesen zitierten Individualdenkmälern (neben der Düsseldorfer Heine-Totenmasken-Version Gerresheims) ein Porträt Denkmal, doch meine ich, ganz eigener Art. Gerresheim hat ein *Totenmal* konzipiert, mir ging es um die Verlebendigung, wie das die beispielhafte Tendenz der griechischen Grabstele war.

Im Zentrum des Meinungsstreits hatte ich die Ruhe, mein Konzept zu entwickeln, was vor allem die in den Kopf eingearbeiteten Begleitreliefs betraf, die »Entartung« des Denkmalsgedanken laut oben zitierter Propyläen-Kunstgeschichte. Mir kam es auf die Formulierung eines »republikanischen« Denkmals, will sagen, eines auch berührbaren, auch aus der Nähe zu betrachtenden Monuments an. Ein »Herrscherdenkmal«, in aller Regel städtebaulich eindrucksvoll platziert, erlaubt in den meisten Fällen keine verzerrungsfreie Nahbetrachtung, sondern erheischt eine untertänig einzuhaltende Distanz.

Die von mir gewählten Details ordnete ich ein, sie brauchten aus der Ferne nicht sofort lesbar zu sein, sollten aber die fehlende Denkmalinschrift entbehrlich machen oder genauer, ins Bildhafte transformieren: außer stark integrierten, knappen Zahlensitzaten keine Schrift! Keinerlei Einzelvorgaben, aber auch keine nachhaltige Einzelkritik, beispielsweise an meiner bewußten Setzung des Preußenadlers. Köln habe ich mit dem Dom interpretiert – das ist historisch-genau natürlich falsch (es hätte der Gürzenich sein müssen, der alte, längst zerstörte). Mit diesem nur im übertragenen Sinn richtigen Zitat gewann ich die von mir gewünschte Parallelstellung zur Kathedrale von Reims.

Das alles sind persönliche, individuelle Setzungen. Wenn es eine objektive Geschichtsschreibung gibt, eine objektive Denkmalkunst gibt es nicht einmal intentional! Und doch will ich allgemeinverständlich sein, nicht einseitig gewichten, in der notwendigen Reduktion auf subjektive Weise zu objektivieren versuchen, wenn mir diese philologisch anfechtbare Wendung nachgesehen werden sollte!

Im Falle meines *Ludwig-Erhard-Denkmal*s konnte ich zwar – nach der Vorgabe des Auftraggebers, der Deutschen Ausgleichsbank in Godesberg, einen Bildnisbrunnen zu schaffen – auf die mir wesenhaft schlüssigen Elemente wie Kubus und Kreis zurückgreifen, auf die Assoziation von Fließen, Münzzitat und natürlich auf die Bildnisbeschwörung vertrauen. Eine Denkmalinschrift schien aber doch vonnöten. Das Epigramm selbst zu formulieren, wurde mir bis auf eine Detailkorrektur nicht strittig gemacht; ich konnte den Text auf eine quadratisch anlegbare Knappheit konzipieren: Hier zeige ich die ursprüngliche Fassung meines Bozzettos.

Für den Berliner Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für ein »*Denkmal für die ermordeten Juden Europas*« war keine Inschrift vorgegeben; falls *ein Wettbewerbsteilnehmer sie vorsehe, müsse sie Teil des Konzeptes sein*, hieß es auf Rückfrage. In diesem Bescheid lag Gestaltungsfreiheit vor allem für die Wettbewerber, aber eben auch eine tiefe Unsicherheit des Auslobers. Das erwies sich darin, dass im Nachhinein der Ausschreibung eine wesentliche Grundlage entzogen wurde, als nämlich die Widmung *Den ermordeten Juden Europas* in Zweifel geriet und die anhaltende Diskussion erst den spezifischen, nun vielleicht den prinzipiellen Denkmalsinn stürzte.

Schließlich hatten 528 Künstler respektive Autorengemeinschaften Entwürfe eingereicht, von denen ein beträchtlicher Teil – in aller Regel mit Symbolen wie dem Davidstern, aber auch mit Texten – auf das ausgeschriebene Thema einging. Aus unseren Reihen hier sind es Dani Karavan, Peter Busmann und ich. Dani Karavan riet, einen asymmetrischen Davidstern zu pflanzen – »*a yellow star on the soil of Berlin*« und schränkte mahndend ein: »*Not a monument. For this monstrosity, it is impossible to create a monument*« und fügte die Auffassung an: »*Only the flowers are the mark, the memory, the testimony.*« Peter Busmann hat eine reich differenzierte Konzeption vorgelegt aus verschiedenen Elementen, einen bepflanzten, von einem tiefen Graben gestörten, zentralen Kreis, in dem auch die »*dreizehn Punkte des Siegels Salomons*« den Stern Davids markieren.

Das zentrale Motiv *meines Konzepts* stellt ein aus zwei Tetraedern licht konstruierter Davidstern dar, der das bekannte Motiv meiner Ansicht nach vorbildlos in die Dreidimensionalität transformierte. Mir kam es in einer der beiden Versionen bewußt nicht auf die stereometrische Vollkommenheit, sehr wohl aber auf die Allsichtigkeit der städtebaulichen Tauglichkeit an. Unter der Stahlkonstruktion sollte sich, nach dem Konzept meines Koautors, des Münchner Architekten und Architekturlehrers Horst Auer, ein schmuckloser Besinnungsraum nach oben öffnen. Kein Text war vorgesehen – das gebräuchliche Davidsymbol verstanden wir als Epigramm. In den in das Gelände eingetieften Zugangsschneisen sollten in unmittelbarer Konfrontation mit dem Besucher zwei große Bronzefigurationen stehen, Totenmotive, wie ich sie vor fünfunddreißig Jahren schon andeutungsweise im Zusammenhang mit der Gedenkkirche Helmut Strifflers im Gelände des ehemaligen Dachauer Konzentrationslagers formulierte. Ferner griff ich das Motiv der sich dahinschleppenden Häftlingsgruppe auf, das ich in meinem abschließenden Bildbeispiel nennen werde.

Am prägnantesten formulierte wohl Reinhard Kosseleck die Kritik an der Widmungsbeschränkung auf die jüdischen Opfer, wie er sie in der *Zeit* wiederholt veröffentlichte oder auch bei einem Besuch in meinem Atelier scharfsinnig und warmherzig zugleich analysierte. Versuche ich, die schuldbestimmte Täterperspektive einzu-



Hubertus von Pilgrim und Horst Auer: Denkmalsentwurf für die ermordeten Juden Europas, Wettbewerbsmodell, 1994. (Foto: Hubertus v. Pilgrim)

nehmen, erscheint mir diese Argumentation logisch. Versuche ich aber, mich nach schriftlichen und inzwischen manchen mündlichen Berichten in die Sicht der Opfer einzufinden, komme ich, wie ich gleich noch andeuten werde, zu anderen Schlüssen. Zunächst aber will ich zwei mir entscheidend erscheinende, einander nicht unbedingt widersprechende Argumente vorbringen.

Die Stätten des Grauens, die vielen überkommenen KZ-Gelände zerfallen – so kam vor zehn Jahren ein entsprechender Hilferuf aus Polen. Mich bewegt hier nicht die vordergründig finanzielle Frage, sondern das ausweglos erscheinende Dilemma: Tilgte man diese Spuren des Verbrechens – auch mit den aufrichtigen Hinweisen, dass die leeren, stacheldrahtgesäumten Felder heute nur noch völlig unzureichende Evokationen der Vergangenheit zu wecken vermögen – so bekäme man entweder falschen Beifall oder erntete berechnete Empörung, je nach dem.

Restauriert man aber, rührt man an die unvernarbten Wunden der Authentizität. In Dachau zum Beispiel kann man das an einer nachgebauten Häftlingsbaracke studieren: Sie ist notwendigerweise schulbuchmäßig lehrhaft, aber eben nicht authentisch. Ob Walter Benjamin in seinen schlimmsten Visionen sich hätte träumen lassen, dass man auch einmal von der *Aura* der epochalen Verbrechensorte würde reden müssen? Vor einem Jahr erwähnte ich ihn im Zusammenhang mit der Ehrung für Dani Karavan und den von ihm geschaffenen Gedächtnisort in Port Bou. Hier nun komme ich zu dem Hölderlinschen Schluss, dass Gedächtnis nicht gestiftet wird, wenn nicht durch die Kunst.

Und doch bleibt nagender Zweifel: Würde nicht eine »zentrale Gedächtnisstätte«, wie es so amtlich heißt, Analoges bewirken, was mit der formelhaften Anrufung »Auschwitz« auch geschehen mag: Das ist weit, das ist nicht hier. Konkret gefragt: Kann man sich beispielsweise in der wohl geordneten Landschaft des bayerischen Voralpenlandes den Schrecken des staatlich organisierten Massenmordes vorstellen, zwischen wohlbestellten Feldern, wo in die gewölbte Weite Waldstücke eingewebt erscheinen und Kirchen schmucke Dörfer akzentuieren? Und doch ist auch hier eine grau-

sige Erinnerungsspur nachzuzeichnen. In den letzten Kriegstagen, im April 1945, schleppten sich dort viele Tausend KZ-Häftlinge aus den Lagern Dachau und Landsberg/Kaufering in Richtung Süden, bei noch einmal einsetzendem Schneeregen, scharf bewacht, völlig erschöpft, tage- und vor allem nächtelang, denn die Bevölkerung sollte nicht sehen, was sie nur raunend halb wusste und nun doch entsetzt wahrnahm, verstohlen helfend, wo sie nicht von den gleichen Gewehrkolben zurückgetrieben wurde, die die ursprünglich wohl Neun- oder Zehntausend voranstießen.

An dieses Geschehen – das an anderen Orten Deutschlands Parallelen hat, soll mein Denkmal erinnern – ein »Stationenmal«, das achtzehnmal in identischer Form am historischen Weg aufgestellt wurde. Ich erzähle hier nicht die Vor-, die Wettbewerbsgeschichte. Man kann die dissonanten Stimmen der Berliner Holocaust-Debatte auf den regionalen Bezug herunterrechnen, um sich die örtlichen Einwände vorzustellen. Ungeahnt aber waren manche Aspekte der *Wirkgeschichte* des 1989 zum ersten Mal aufgestellten Denkmals auf einer Strecke, die man sich – auf hiesige Verhältnisse projiziert – vom Weichbild Kölns an Bonn vorbei und auch hindurch bis zum Fuß des Siebengebirges vorstellen muss. Einige Jahre nach der Aufstellung der ersten Stationsmale saßen in meinem Pullacher Atelier Überlebende dieses Marsches, zwei amerikanische ehemalige Soldaten aus der Einheit, die sie befreiten, ein junger amerikanischer Historiker, der aufgrund einer »Schlüsselgeschichte« sie zusammengebracht hatte, und schließlich, als deutscher Zeuge ein befreundeter, bekannter Historiker. Solly Ganor heißt einer dieser Überlebenden, der seine Erinnerung mit wachsender literarischer Dichte niedergeschrieben und in Amerika, inzwischen auch in Deutschland unter dem Titel *Ein anderes Leben* veröffentlicht hat. Er gehört zu der in Israel durch diese Erinnerungsbesuche in Deutschland entstandenen Bürgergemeinschaft. Ihre Mitglieder tragen bei diesen Anlässen ein Abzeichen, das eine miniature meine Figurengruppe abbildet. »You made our logo« sagte lächelnd Solly Ganor zu mir, als er mir, dem von dieser Motivverwendung völlig Überraschten, das Abzeichen anheftete, und wir lachten das Lachen,



Hubertus von Pilgrim: Stationenmal für den »Todesmarsch« von KZ-Häftlingen von Dachau und Landsberg, 18 identische Bronzefiguren im Münchner Umland (und in Jerusalem) 80 cm × 145 cm auf 140 cm hohem Sockel, 1989. (Foto: Hubertus v. Pilgrim)

das man bei luziden jüdischen Witzen lacht, knapp an den Tränen, denn er hätte ja auch sagen können: »You made our stigma«.

Vorausgegangen war eine Begegnung in Jerusalem, wo in Yad Vashem ein Abguss meiner Bronzegruppe aufgestellt war, freilich ohne die Wiederholung des deutschen Chronistentextes, der ja so wörtlich an dieser Stelle ohnehin nicht zutraf und den ich durch einen alttestamentarischen Text zu ersetzen riet. In Jerusalem fand sich schnell ein weiser Schriftgelehrter, in München ein geschickter Schreibkünstler, der mir half. Als nun bei der Einweihung 1992 die Sprecherin beim Verlesen der Jeremia-Stelle (8,23) einen Augenblick stockte, fiel der Chor der Umstehenden wie mit *einer* Stimme ein:

*»Wer gäb's,
mein Haupt wär ein Gewässer,
meine Augen ein Born der Träne,
Tag und Nacht wollt ich beweinen
die Durchbohrten der Tochter meines Volks!«,*

wie es in der Verdeutschung von Buber/Rosenzweig heißt.

Ich erinnere mich an diese Stunde, an die genannte Begegnung in meinem Atelier und manche anderen Gespräche mit Überlebenden. Ich denke an die vielen Blumen, die die Stationendenkmale – längst von mir abgelöst – ständig schmücken, an die durch die Bronzefiguren an vielen Orten des bayerischen Oberlandes beschworene Zeugenschaft, an die »katalytische« Wirkung dieser Mahnmale auf die Überlebensgemeinschaft der speziell aus litauischen Ghettos verschleppten, im mörderischen Bunkerbau von Landsberg gequälten Überlebenden, und grüble über Sinn oder Zwecklosigkeit meines Tuns nach. Irrig die Annahme, dass ein Denkmal sofort hohe Akzeptanz finden könnte. Jedes Denkmal aber wandelt sich in den Jahren, die Wirkungserfahrung der Stationendenkmäler im Münchner Umland bestärkt mein Plädoyer für ein großes Mahnmal für die ermordeten Juden Europas, wenn auch nicht so riesig und auch nicht notwendigerweise am bisher vorgesehenen Standort.

Ich will jetzt nicht fortfahren, meine anderen, verworfenen Denkmalprojekte darzustellen. Es handelt sich meistens um Mahnmale,

die von in sich nicht widerspruchsfreien Momenten geschichtlichen Umbruchs zeugen sollten und die ihre Personifikation fanden in Kurt Eisner zum Beispiel oder – vergeblich für den Platz vor der Paulskirche geplant – Heinrich von Gagern. Auch meinte ich, dass es ein Mahnmal geben müsste, das an Flucht und Vertreibung erinnern sollte. Dass jeder vierte Deutsche, den dieses Schicksal traf, in die sich formende Bundesrepublik integriert wurde, bleibt für unsere Geschichte ein bedeutendes Bauelement. Aber kann man ein nationales Denkmal dieses Themas erwägen, wenn international gesehen die Basis der historischen Distanz fehlt, das »Es war einmal« wahrhaft märchenhafte Züge trägt. Solange Geschehen andauert, denkt man genauso wenig an Mahnmale, wie man ebenso nach »antikischer Frömmigkeit« noch Lebenden keine Denkmäler setzen sollte.

Ich resümiere: Neben den wohl wenigen Denkmälern, die unverändert bestehen bleiben, sehe ich solche, deren Form man verändert, deren Epigramm umgeschrieben wird, die man versetzt, negiert, abträgt, solche, die ohne Epigramme sind, und schließlich erwähne ich die aktuelle Erörterung des gewissermaßen komplementären Modells, nämlich einer Inschrift ohne Denkmal.

Hier breche ich ab und besinne mich auf den Terminus Epigramm. Da ich ihn hier nur in der ursprünglichen, nicht in der literarisch gewohnten Form verwendet habe, so will ich, im 250. Goethejahr mit einem Epigramm schließen, das *Goethe* 1770 in Venedig auf sich münzte, und das ich hier in quasi inversem Sinn für mich zitiere:

*Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Thon hab' ich so manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
Im schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.*

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

HANS BELTING, UMBERTO ECO, CHARLES WEISSMANN

bei der Öffentlichen Sitzung in der Aula
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999

BERNARD ANDREAE sprach die Laudatio auf HANS BELTING:

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
sehr geehrte Festgemeinde, sehr verehrter Herr Belting,

Sie alle kennen die Olympia von Manet.

Doch war uns bekannt, welche entscheidende Rolle das Bild in der Problematik der Kunst der Moderne spielt?

Ein junges Pariser Modell, das noch einen Pantoffel am Fuß trägt, nackt vor dem Betrachter auf einem Bett ausgestreckt, als wäre es in dieser Pose fotografiert worden. Es ist, als hätte die Kunst ihren Platz vor dem Leben geräumt.

Dabei ist die Olympia nicht nur dem Namen nach die gleichnamige Courtisane Tizians, seine berühmte Venus. Hier das, was die stupende Gelehrsamkeit und Belesenheit Beltings erreichen kann: Bei einem erneuten Blick auf Baudelaires Text über den »Maler des modernen Lebens« fand Hans Belting, dass er darin von der Olympia Manets spricht: »Wenn ein Maler«, so heißt es da: »eine

Kurtisane unserer eigenen Zeit malt und sich dabei von Tizian inspirieren läßt (inspirieren, so erkennt Belting, das ist das Schlüsselwort), dann wird er mit Sicherheit ein unwahres, zweifelhaftes und unklares Bild hervorbringen. Das Studium eines Meisterwerkes aus jener Zeit wird ihn weder die Pose noch den Blick ... noch den vitalen Aspekt eines dieser Geschöpfe lehren ... Schande über den, der etwas anderes in der alten Kunst studieren will als reine Kunst, denn ihm geht die einstige Modernität des Motivs verloren, worin doch heute die Erinnerung an die damalige Gegenwart liegt.« Manet hatte nicht das Motiv, sondern die Kunst studiert, daher seine mitreißenden Farben.

Belting geht von der interessanten These aus, dass das zwanzigste Jahrhundert, um jung und modern genug auszusehen, das neunzehnte Jahrhundert schnell begraben und ihm damit den Anspruch geraubt hatte, modern gewesen zu sein. Im Gegensatz dazu öffnet Belting in seinem jüngsten Buch »Das unsichtbare Meisterwerk. Die modernen Mythen der Kunst« in faszinierender Weise die Augen dafür, dass die Saat, die in dem einen Jahrhundert gesät wurde, in dem anderen aufgeht. Es sind die beiden Jahrhunderte, in der man die Kunst für autonom erklärte, das heißt nur sich selbst verantwortlich und weder einem Auftraggeber noch einem Betrachter verpflichtet. Belting zeigt, dass man nicht wahrhaben wollte, dass hinter allen erreichbaren Zielen eine gnadenlose Utopie lag. Nachdem um 1800 Kunstwerke aus Renaissance und Barock, man denke an die Verklärung Raffaels, zu ewigen Meisterwerken geweiht und als Verkörperungen der Kunst selbst begriffen hatte, war jenes utopische Kunstideal geboren worden, für das man die Meisterwerke als sichtbare Zeugen brauchte. Die Repräsentanten der Kunst waren unwiederholbar und unnachahmlich. Was sollte da moderne Kunst ausrichten können? Sie würde in vollkommenen Werken ihren eigenen Begriff aufheben, und deswegen muss der offene Werkprozess über jedem abgeschlossenen Werk stehen. Yves Klein formuliert: »Meine Werke sind die Asche meiner Kunst.« Das eigentliche Meisterwerk der Moderne ist unsichtbar, es hat keinen Ort, ist utopisch.

Die kunsthistorischen Gedanken, die von Belting zum ersten Mal gedacht und vorgetragen werden, sind nicht leicht nachzuvollziehen, und doch glaube ich, dass wir durch sie verändert werden, wie man am Beispiel der Olympia zeigen kann.

Sie lesen das und sind gefangen. Das ist eine packende Sprache, die aber nicht wie Dichtung für sich selbst existiert, sondern sie enthüllt beim Anblick des Bildes, das sie beschreibt, aber nicht nur beschreibt, sondern deutet. Hans Belting ist weder durch Geschmack, noch durch Hingezogensein zu einer bestimmten Epoche, noch durch die Größe, die man einer Kunst zuschreiben könnte, festgelegt. Sein Interesse ist grenzenlos, aber auch seine Kenntnis ist jenseits jeder Norm.

Wir teilen die Kunstgeschichte in drei große Epochen ein, Antike, Mittelalter und Neuzeit. Hans Belting hat seine Karriere als Archäologe des frühen Mittelalters mit dem besonderen Schwerpunkt Christliche Archäologie begonnen. Er erforschte die Interdependenz von Bild und Kult.

Er wurde dann Professor für Kunstgeschichte in München. Eines seiner Forschungsthemen war die Malerei eines Jan van Eyk, eines Robert Campin und Rogier van der Weyden in Flandern, der Brüder Gentile und Giovanni Bellini in Venedig; er entdeckte die »Erfindung des Gemäldes«.

Schließlich wurde er Leiter des Faches Kunstwissenschaft und Medientheorie an der jungen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe und wandte sich der modernen und zeitgenössischen Kunst zu, ohne die anderen Epochen aus dem Auge zu verlieren.

Es gibt keine andere Persönlichkeit in der Welt, die forschersich diese Breitenentwicklung hat, die bei Belting immer auch eine Tiefenentwicklung ist. Denn alles das, was bei der einfachen Epochen-einteilung Antike, Mittelalter, Neuzeit außen vor bleibt, vor allem die ebenbürtige ostasiatische Kunst, hat er aus seinen Forschungen nicht ausgegrenzt. Unvergesslich ist der knappe Satz zu Abbildung 15 in »Die Erfindung des Gemäldes«, dem großen Buch über das erste Jahrhundert der niederländischen Malerei: Das Bild zeigt einen nachdenklich stimmenden Blick in ein japanisches Ho-

telzimmer mit einem Fernsehschirm und einer daneben an der Wand hängenden Bildrolle. Der Satz lautet: »Die japanische Bildrolle, die in einer Bildnische aufgerollt (und anschließend wieder zusammengerollt) wurde, unterscheidet sich vom europäischen Gemälde ebenso grundsätzlich, wie sich die transparenten Schiebefenster der ostasiatischen Welt von den festen Steinwänden der europäischen Architektur unterscheiden, die es wie ein gemaltes Fenster auf ein imaginäres Draußen öffnet.«

Wie viele Arten von Bildern gibt es? Die unbegrenzten, die unser Auge aufnimmt, die begrenzten, die ein Fenster oder ein Spiegel ausschneidet. Die auf ganz verschiedene Träger gemalten. Belting denkt darüber nach, welche neue Erfahrung man macht, wenn man in einem Gemälde die Verwandlung des offenen Raums, in dem wir uns selbst bewegen, in die geschlossene Fläche erlebt, auf der wir einen Raum sehen können, ohne in ihm zu sein. Er erkennt, dass die symbolische Fläche ein seltsames Erzeugnis der europäischen Kultur ist. Er ist der wissende Betrachter, der die Ikonen des Individuums, des Menschen selbst, welche die Bilder repräsentieren, von den Ikonen einer übermenschlichen Realität zu unterscheiden weiß, welche den Kult eines unwissenden Betrachters auf sich zogen.

HANS BELTING dankte wie folgt:

Nie hätte ich geglaubt, dass Bernard Andreae einmal eine Laudatio auf mich halten würde. Er war als wissenschaftlicher Assistent des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom in meinen Augen schon eine Respektsperson, als ich dort noch studierte. Eine Laudatio wird von dem Ritual, dem wir heute beiwohnen, ebenso strikt verlangt wie eine »Erwiderung« meinerseits, die aber nicht länger als drei Minuten dauern darf. Damit sind einer Danksagung die engsten Grenzen gezogen. Sie könnte einer so ungewöhnlichen Ehrung ohnehin nicht gerecht werden. Ich nehme die Wahl in den Orden mit einem Dank an, den ich im Namen meines Faches ausspreche. Die Kunstgeschichte wurde, da sie an die Kunst grenzt, von anderen Wissenschaften nicht immer ganz ernst genommen.

Die Wahl in den Orden bringt auch die Pflicht mit sich, die Erinnerung ernst zu nehmen, die dieser selbst verkörpert. Eine Einrichtung dieser Art kann nur weiterbestehen, wenn sie neue Mitglieder aufnimmt, welche die Tradition fortsetzen. Man muss bekanntlich tot sein, um erinnert zu werden. Lebende können nur geehrt, aber nicht erinnert werden. Und doch gibt es fließende Grenzen zwischen Ehrung und Erinnerung, wenn eine Ehrung, wie sie an den neuen Mitgliedern des Ordens vollzogen wird, ihren Sinn erst als Erinnerungsform empfängt. Die Reihe der Toten ist im Orden um ein Vielfaches größer als der Kreis seiner lebenden Mitglieder. Ich habe diese Ahnengalerie in den Jahrbüchern des Ordens mit Schrecken betrachtet, denn sie ist auf deutscher Seite mit Persönlichkeiten gefüllt, die wir längst mit der deutschen Kultur identifizieren. Aber mein Schrecken wechselte über in Melancholie, als ich hier einer Reihe meiner amerikanischen Lehrer wieder begegnete. Sie waren Emigranten aus Deutschland, die durch die Wahl in den Orden in der Bundesrepublik gleichsam repatriert wurden. Es bedeutet mir etwas, dass der Orden in seinen Reihen auch das Leiden in der deutschen Geschichte repräsentiert.

Sie werden bei solchen Überlegungen meine Freude verstehen, einen meiner amerikanischen Lehrer, Ernst Kitzinger, unter den lebenden Ordensmitgliedern zu wissen. Die Begegnung mit dem ehemaligen Münchner wurde für mich prägend. Die deutsche Dissertation, mit der ich gerade den Doktorgrad erworben hatte, gefiel ihm so wenig, dass ich sie unter seiner Leitung noch einmal schrieb. Die Wissenschaft, die er mir in der Ausnahmesituation der Emigration vorlebte, ist für mich als existentielle Lebensform ein Ideal geblieben, dem die berufliche Realität in Deutschland nur selten entsprach. Es waren ausgerechnet in den USA lebende osteuropäische Emigranten, welche mir die Enge eines Europabildes zu Bewusstsein brachten, das von der historischen Nostalgie in der Nachkriegszeit geprägt war. Sie repräsentierten für mich eine verlorene Geschichte, die wir in der aktuellen Krise Europas nicht ganz freiwillig wieder entdecken. Heute stehen andere Fragen an, wenn eine unbeweglich gewordene Tradition eurozentrischer

Wissenschaft im Dialog der Kulturen gefordert wird, für den unser Fächerkanon noch gar nicht eingerichtet ist. Im Wissenschaftskolleg in Berlin und im Haus der Kulturen der Welt habe ich dafür ein Milieu gefunden, das es sonst in der Bundesrepublik noch nicht gibt. Die junge Medienschule, an der ich das alte Fach Kunstgeschichte in der neuen Form als Bildwissenschaft lehre, hat mir die Zuversicht zurückgegeben, dass die Aufgaben der Zukunft mit dem Geist einer dynamischen Kontinuität zu vereinbaren sind.

HORST FUHRMANN sprach die Laudatio auf UMBERTO ECO:

Verehrter und lieber Herr Eco,

es gibt ein altes Kirchenlied, das mit den Worten beginnt: »Wie soll ich dich empfangen und wie begegne ich dir«; das anzustimmen hätte ich Lust und Grund, denn in der Tat: Als was soll man Sie begrüßen? Als Philologen und Linguisten, Inhaber einer veritablen cattedra in Bologna, der die Semiotik universitätswürdig gemacht hat und dessen Einführung in diese nicht allen Sterblichen spontan zugängliche Zeichensprache auf Deutsch bereits in der 8. Auflage vorliegt? Als Philosophen, der zwar vom deutschen Idealismus zu den französischen Enzyklopädisten übergegangen ist, aber Kant und das Schnabeltier durchaus schätzt? Als Kulturjournalisten, der seine Streichholzbriefe entzündet und Empfehlungen von der Art abgibt, wie man mit einem Lachs verweist? Sie haben den Begriff des »offenen Kunstwerks« eingeführt, dass erst der Rezipient den Kunsteindruck formt, sind ein Pionier der Verwendung des Computers in den Geisteswissenschaften, zugleich jedoch – mit Verlaub – ein nestbeschmutzender Professor, der scheinheilige Rezepte preisgibt, wie man unbeschadet billig und schnell eine Doktorarbeit abfasst. Da ist aber auch der Romancier, dessen Bücher nach Zahl und Sprachen eine sagenhafte Verbreitung gefunden haben: »Der Name der Rose« etwa mit fast 20 Millionen Exempla-

ren und Übertragungen in rund 40 Sprachen. So ließe sich fortfahren, aber ich muss, verehrter Herr Eco, auch meiner Vorstellungspflicht gegenüber dem Publikum genügen.

Die Vielfalt Ihrer geistigen Darbietungen hat den Verdacht aufkommen lassen, dass es Sie gar nicht gibt. Sie seien vielmehr, wie der italienische Energiekonzern ENI, eine Art geistiger Holdinggesellschaft, gebildet aus drei Personen: dem misogynen Philosophiestudenten Emilio, dem sprachgehemmten, aber flott formulierenden Carlo und Orlando, einem sich ständig auf den Theaterbrettern fühlenden Schauspieler. Diese drei hätten sich an der Universität Turin zusammengetan und das Kombinat ECO gebildet; so erkläre sich die vom Namen Eco ausgehende Vielfalt.

Andere trieben es noch ärger mit Ihnen. In den tiefschwarzen »Studi Cattolici«, denen man Nachbarschaft zum Opus Dei nachsagt, hat man Sie als Antichrist zum Millenniumsausklang ausgemacht, denn Eco sei das Kürzel einer satanischen Beschwörungsformel: Ego Conficio Oraculum, ich erfülle die Weissagung (des Weltendes). Ich versichere dem Publikum: es gibt Umberto Eco; er steht vor uns. Ich bleibe bei meinen Leisten und begrüße Herrn Eco als mediävistischen Kollegen, dessen Geburtsort Alessandria ein gutes Zeichen abgibt für den verbindenden Geist unserer Tage und unseres Ordens, denn Alessandria, benannt nach dem Papst Alexander III., war im 12. Jahrhundert (1168) als Hort und Symbol der Deutschfeindlichkeit gegründet worden. Als Fachkollege habe ich für vieles zu danken, schon für die erhellende Dissertation über das ästhetische Problem bei Thomas von Aquin, denn der doctor angelicus sah die Aporie, dass Gott, der stets das Beste für den Menschen will, zugleich durch Schönheit zur Sünde einlädt; sodann der von Aristoteles herkommende Gedanke, dass, aufgezeigt am latratus canis, am Bellen eines Hundes, ein Geschöpf zur Willensäußerung der Sprache nicht bedarf: eine Art animalischer Semiotik. Dankbar erinnere ich mich auch an Ihre ordnenden Ausführungen zu einer »Typenlehre der Fälschungen« (Tipologia della falsificazione), um einige der von Ihnen eingebrachten Früchte in meinem mediävistischen Garten zu nennen.

Ihr Einfallsreichtum und Ihre Arbeitskraft sind unvergleichlich. Sie sind ein Mensch, der von sich sagen darf, er nutze jede Minute, auch die toten Zeiten auf den Flughäfen oder die Pausen im Theater. Sie nehmen unsere Welt scharfsichtig wahr und haben die Gabe, uns überraschende Einsichten zu vermitteln, Geist und Geschehen der Vergangenheit mit der Moderne letzter Hand zu verbinden. Ich gebe gern zu, dass ich Ihnen, im Sinne des Begreifens, nicht immer folgen kann, zumal Sie listig Holzwege einrichten, bei deren Betreten man Ihres Gelächters gewärtig sein muss. Aber Sie haben unbeschränkten Glaubenskredit, entsprechend der Haltung des Sokrates, dem man die Schriften Heraklits zur Beurteilung übergeben hatte: »Das, was ich verstanden habe, ist vorzüglich, und ich nehme an, auch das, was ich nicht verstanden habe.« Zudem haben wir im Orden einen großen Vorteil. Die Vielfalt, die sozusagen in Ihrer trinitarischen Person zusammenkommt, können wir aufteilen. Geht es um Literatur, haben wir unsere Vertreter, bei der Informatik ebenso, der Philosophie, dem Mittelalter usw. Seien Sie willkommen, bereichern Sie uns alle.

»Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein.« Dieser Satz steht an der Spitze von Wallace' Kriminalromanen. Ich nehme mir heraus – trotz der Würde des Ortes, der Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten und der zur Ernsthaftigkeit mahnenden schwarz gekleideten Ordensmitglieder, sind doch Sie, Herr Eco, ein profunder Kenner der Technik des Kriminalromans von Conan Doyle bis Ellery Queen – ich nehme mir also heraus, den Satz auf Sie zu übertragen: Es ist unmöglich, von Umberto Eco nicht gefesselt zu sein.

UMBERTO ECO dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Der Schatten der Sonderbarkeit, den der Kollege Fuhrmann auf meine Person geworfen hat, erlaubt mir, wider alle Regel akademi-

scher Form gegen meinen Laudator zu polemisieren. Er behauptet, Alessandria, deren Sohn ich bin, sei 1168 zur Besiegelung der Deutschfeindlichkeit gegründet worden. Das ist die herrschende Schulmeinung.

Gewiss wurde Alessandria mit Hilfe der Stadtrepubliken der Lega Lombarda als Affront gegen den Kaiser Friedrich Barbarossa gegründet, da man keine Stadt ohne seine Zustimmung gründen durfte; und wie uns die Chroniken berichten, weigerte er sich, solange er gegen diese Stadt Krieg führte, dieselbe bei ihrem Namen zu nennen — so als ob sie nicht existiere.

Tatsächlich aber ist Alessandria mit finanzieller Hilfe der Genueser gegründet worden zur Unterstützung derer Geschäfte zwischen Meer und Alpen, und der Kampf der italienischen Kommunen gegen das Stauferreich war reiner Vorwand.

Alessandria widerstand zwar der Belagerung von Friedrich, aber die Alessandriner nahmen 1176 nicht an der Schlacht von Legnano teil, in der der Kaiser von den Stadtrepubliken geschlagen wurde.

Ich habe den Verdacht, dass zwischen Barbarossa und Alessandria (oder vielmehr zwischen dem Reich und der Lega Lombarda) eine Art Hassliebe bestand. Dazu möge man in den *Gesta Federici* nachlesen, wie Otto von Freising, Onkel und Chronist des Kaisers, voll Achtung und Bewunderung von den lombardischen Stadtrepubliken spricht.

Was die Gefühle der Kommunen Barbarossa gegenüber betrifft, bedenke man, dass er das Heer der Lega im Rücken hatte, als er nach acht Monaten zermürender Belagerung in der Ostersonnabtagsnacht Alessandria aufgab. Da hätte man ihm und seinem Heer leicht den Weg zum gastfreundlichen Pavia abschneiden können. Die Lega ließ ihn passieren, beinahe als ob sie ihm huldigen wolle. Die italienischen Kommunen schlugen sich wohl mit dem Kaiser, aus Notwehr, wenn er sie belagerte, aber sie wagten nicht, ihn auf offenem Felde anzugreifen, denn das wäre Vätermord gewesen.

Ich glaube, dass ein heimliches Einverständnis zwischen Barbarossa und Alessandria herrschte, von *humour* und gesundem Menschenverstand getragen.

Die Legende will, dass die Alessandriner, um die Belagerung zu beenden, die letzte lebende Kuh des Bauern Gagliaudo nahmen und sie mit dem letzten Korn füllten, das sie in der hungernden Stadt finden konnten.

Gagliaudo führte die Kuh auf die Weide, die kaiserlichen Soldaten konfiszierten sie, schlitzen ihr den Bauch auf, erblickten das viele Korn, informierten den Kaiser und der Bauer wurde vom Kaiser verhört. Und Gagliaudo sagte, in der Stadt gebe es so viel Vieh und so viel Korn, dass das Volk Fleisch statt Brot esse und man das Korn an das Vieh verfüttere, da man ja kein Heu habe. Die Nachricht, dass die Stadt somit noch viele Monate der Belagerung widerstehen könne, veranlasste Friedrich, die Zelte abzureißen.

Nun ist es unmöglich, dass Friedrich so dumm war, an eine solche Geschichte zu glauben; jeder hätte sehen können, dass die Kuh zwar den Leib voller Korn hatte, aber bis zum Skelett abgemagert war.

Warum tat er also so, als glaubte er dem Gagliaudo – und rettete Alessandria? Ich glaube, dass ihm diese Stadt sympathisch war mit ihren Leuten, die noch dickköpfiger und wilder waren als seine Teutonen. Und diesen Leuten gefiel dieser Kaiser, der den Verlust Deutschlands riskierte, um große Teile seines Lebens in Italien zu verbringen.

Und wisst Ihr, wie die Geschichte ausging?

Einer von beiden, Barbarossa oder die Alessandriner, hatte 1183 eine fabelhafte Idee: die Alessandriner verließen ihre Stadt, Barbarossa taufte sie Cesarea und erkannte sie als seine, von ihm neu gegründete Stadt an. Daraufhin kehrten die Alessandriner in ihre Stadt zurück, die nun zwar formal dem Kaiser gehörte, aber im Grunde ihre eigene geblieben war.

Natürlich nannten sie sie nach einigen Jahren wieder Alessandria, aber inzwischen hatten alle das Gesicht gewahrt und waren glücklich und zufrieden.

Wollen wir sagen, Alessandria sei ein Fall von Deutschfeindlichkeit? Ich würde es vielmehr für einen der Fälle rätselhafter Neigung halten, die unsere beiden Länder miteinander verbindet.

Und ich möchte die hohe Ehre, die mir heute zuteil wird, als eine der vielen Episoden dieser Geschichte verstehen.

Und da stehe ich, Wallfahrer aus dem Lande, wo die Zitronen blühen, um den deutschen Lorbeer zu empfangen.

MANFRED EIGEN sprach die Laudatio auf CHARLES WEISSMANN:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
sehr verehrte Damen und Herren!

Es ist mir Ehre und Freude zugleich, Ihnen meinen Freund und Kollegen Charles Weissmann als neues Ordensmitglied vorzustellen und damit Dich, lieber Charles, bei uns willkommen zu heißen.

Charles Weissmann ist Molekularbiologe. Jedoch vollendete er zunächst – in den fünfziger Jahren – ein Medizinstudium, dem er dann noch ein vollständiges Chemiestudium anfügte. Dieses beschloss er mit einer Dissertation in der Naturstoffchemie bei Paul Karrer in Zürich. Ich weiß nicht, ob Charles je einen Patienten behandelt hat. Sollte es ihm doch noch einfallen, eine Praxis zu eröffnen, würde ich wohl kaum zu ihm gehen. Aber das ist nicht zu befürchten, denn er ist mit ganzem Herzen Molekularbiologe, und er ist einer der weltweit führenden Experten in diesem modernen Zweig der Naturwissenschaften.

Ich erwähnte das Medizinstudium, um darzulegen, dass die Molekularbiologie von Charles Weissmann nicht abstrakter Natur ist, sondern dass er sie auch auf Objekte »aus Fleisch und Blut« anwendet. Nun werden Sie fragen, was denn Molekularbiologie ist, denn Moleküle sind ja schließlich keine Lebewesen. Am besten kann ich dies anhand der Arbeiten von Charles Weissmann erläutern. Ich nenne drei Probleme: RNA-Viren, Interferon und Prionen.

Charles war gleich nach seinem Studium als Postdoctoral Fellow an das Institut des Begründers der RNA-Biochemie, Severo Ochoa, in New York gegangen, und in dieser kongenialen Atmosphäre trug

er viel zur Entwicklung des neuen Forschungszweiges bei. Bereits in jungen Jahren erlangte er internationalen Ruhm, sodass man den Postdoc sehr bald zum Associate Professor promovierte. 1967 nach Zürich berufen, konnte er bald das gerade erst gegründete Institut für Molekularbiologie an der Universität als Ordinarius übernehmen. Sein Interesse galt damals vor allem den RNA-Viren. *RNA-Viren:* Bei uns in Göttingen ausgeführte theoretische Untersuchungen hatten zu der Vorstellung geführt, dass Viruspopulationen nicht aus einheitlichen Individuen bestehen. Gewiss, als Population haben sie eine wohl-definierte, einheitliche Sequenz. Doch entspricht diese einem Mittelwert, man sagt einer »Konsensus-Sequenz«. Stellen Sie sich eine Folge von tausend Buchstaben vor und denken Sie sich tausend solcher Folgen auf einem Blatt Papier positionsgetreu übereinandergeschrieben. Wenn dabei eine genau definierte Sequenz resultiert, so bedeutet das noch keineswegs, dass alle Buchstabenfolgen identisch sind. Zum Beispiel könnte sich jede einzelne von der nächsten in einer Position unterscheiden. Wir hätten also tausend verschiedene individuelle Buchstabenfolgen vor uns. Übereinandergelegt heißt das aber, dass eine Konsensus-Sequenz erscheint, in der jeder Buchstabe zu 99,9% genau definiert ist. Viren, die der Immunabwehr ausgesetzt sind, benötigen diese Variabilität, mit deren Hilfe sie das Immunsystem unterlaufen können. Sie vermehren sich mit endlicher Fehlerrate, die gerade so groß ist, dass das System nicht disintegriert, sondern sich ständig durch Selektion korrigiert.

Eine derartige Mutantenverteilung habe ich Quasispezies genannt. Die vollständige statistische Theorie dieses Phänomens präsentierte ich auf unserem jährlichen Winterseminar in Klosters. Zur gleichen Tagung war Charles Weissmann gekommen, um uns von einem Experiment zu erzählen, das er kurz zuvor ausgeführt hatte und das exakt das von meiner Theorie vorausgesagte Ergebnis reproduzierte. Das Experiment hatte Charles unabhängig von unseren Überlegungen ausgeführt. Er arbeitete mit einem Virus, das als Wirtszelle das Coli-Bakterium benutzt. In den genannten Experimenten klonierte er einzelne Viruspartikel der Mutantenver-

teilung, amplifizierte die verschiedenen Klone und verglich deren Konsensus-Sequenzen miteinander. Von den zwanzig untersuchten Klonen stimmte nicht ein einziger mit dem anderen überein. Sodann veränderte er durch gezielte Mutagenese einzelne Sequenzen und bestimmte die Zeit, die notwendig war, um die verschiedenen Klone zum gemeinsamen Wildtyp zu revertieren. So ließ sich die Fehlerrate direkt bestimmen. Theorie und Experiment ergaben volle Übereinstimmung. Ja, das war der Beginn einer nun schon fast dreißig Jahre währenden Freundschaft.

Zu bemerken wäre, dass Charles mit seinen Experimenten ganz neue Techniken einführte, die heute zum Standardrepertoire der Molekularbiologie gehören, zum Beispiel die »gezielte Mutagenese«, die eine reverse Genetik möglich macht. Begriffe wie Konsensussequenz und Quasispezies gehören mittlerweile ebenso zum Vokabular der Virologen.

Eine kleine Anekdote am Rande dieser Entdeckungen: Wie schon gesagt, ist die Quasispezies eine heterogene Verteilung, die sich durch eine eindeutige Konsensussequenz auszeichnet. Letztere bezieht sich zumeist (aber nicht notwendigerweise) auf die bestangepasste Sequenz (Wildtyp), die selbst nur in relativ wenigen Exemplaren vorhanden ist und dennoch für die stabile Selektion der gesamten Quasispezies sorgt. Der Großteil der übrigen Sequenzen ist den jeweils herrschenden Bedingungen weit weniger gut, in der Mehrheit sogar sehr schlecht angepasst. Unser israelischer Freund Shneior Lifson meldete sich in der Diskussion zu Wort und sagte: »Now I understand why man is called homo sapiens, although most people are quite stupid.«

Interferon α : Wie der Name sagt, handelt es sich um eine Substanz, die in irgend einer Weise »interferiert«. Bei einer Virusinfektion löst sie eine Alarmnachricht aus, die zur Aktivierung der Immunabwehr führt: Interferon- α ist ein Proteinmolekül, von dem man bis dato lediglich die Funktion, nicht aber die Struktur kannte. Das Interferon wirkt nicht nur als antivirale Substanz, sondern drosselt auch die Zellvermehrung und ist deshalb für eine Tumorbehandlung von großer Bedeutung. Charles Weissmann war der erste, der

das Gen des menschlichen Interferon- α isolierte, in Bakterien gentechnologisch vermehrte und dort zur Expression brachte. Er gehört damit zu den Pionieren einer neuen Technologie, die in der von ihm mitgegründeten Firma Biogen zur Blüte kam. Interferon- α wird mittlerweile in großem Maßstab klinisch eingesetzt. Es ist besonders erfolgreich in der Therapie gewisser Leukämien und bei Viruserkrankungen, wie Hepatitis C.

Prionen haben in den letzten Jahren – aufgrund der BSE-Seuche, des sogenannten Rinderwahns – Aufsehen und Publizität erlangt. Für die Biowissenschaften waren sie eine Sensation. Denn anders als im Falle herkömmlicher Erreger ist das Agens der Infektion nicht eine reproduktionsfähige Nukleinsäure, sondern ein Proteinkomplex. Für diese Erkenntnis erhielt im Jahre 1997 Stanley Prusiner den Nobelpreis für Medizin. Nicht minder bedeutend als Prusiners Erkenntnisse aber war der Beitrag, den Charles Weissmann zur Aufklärung dieses Problems leistete. Er zeigte nämlich, dass das infektiöse Prion-Protein chemisch identisch ist mit einem vom Wirtsorganismus normalerweise produzierten körpereigenen Protein. Von diesem unterscheidet sich das infektiöse Agens lediglich in seiner räumlichen Konfiguration, die es dem körpereigenen Protein aufzwingen kann. Charles fand heraus, dass bestimmte Versuchstiere, sogenannte »knock-out-Mäuse« immun gegen Prioneninfektion sind. »Knock-out-Mäuse« sind nicht k.o. geschlagene Mäuse, sondern Tiere, in denen ein bestimmtes Gen – hier das für die Produktion des körpereigenen Prion-Analogs verantwortliche – abgeschaltet wurde. Diese produzieren also nicht mehr das körpereigene Protein. Den infektiösen Prion-Proteinen ist somit das Substrat für eine Ausbreitung der Strukturumwandlung entzogen, die sonst die Ablagerungen produzieren, die eine Degeneration des Zentralnervensystems bewirken.

Nach seiner Emeritierung vom Zürcher Lehrstuhl widmet sich Charles Weissmann ähnlichen Problemen – nunmehr am Imperial College in London. Seine Arbeiten verschaffen uns einen tiefen Einblick in das Wesen neurodegenerativer Erkrankungen, zu denen auch die Altersgeißel der Alzheimerschen Krankheit gehört.

Der amerikanische Chemiker G. N. Lewis sagte einmal: »Science has its cathedrals.« Die Mitglieder des Ordens hatten gestern Gelegenheit, in Köln eine der großen Kathedralen der gotischen Baukunst zu bewundern, ein Werk vieler Gesellen und weniger Meister. Nicht anders ist es bei den »cathedrals of science«, Charles Weissmann ist einer ihrer Meister.

CHARLES WEISSMANN dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Bundespräsident,
verehrte Kollegen, meine Damen und Herren!

Obwohl die Neugierde, der Drang, die Wunder der Natur zu enträtseln, die hauptsächlichste Triebfeder des Forschers ist, so will ich nicht verhehlen, dass Anerkennung der Fachkollegen oder gar weiterer Kreise eine bedeutende Quelle für Genugtuung darstellt und zur Motivierung beiträgt. Der Talmud lehrt, dass wer der Anerkennung naheilt, dem entflieht sie, aber wer vor ihr flieht, den holt sie ein, wozu mein Vater allerdings bemerkte, man tut gut daran, nicht zu rasch zu fliehen. Diesen Rat befolgend, bin ich also in den Orden *Pour le mérite* gewählt worden.

Als mein verehrter Freund und Kollege Manfred Eigen vor etwa 20 Jahren sein Buch »Das Spiel« veröffentlichte, machten mich Kollegen darauf aufmerksam, dass mein Name darin genannt sei. Dies regte mich an, das Buch zu lesen, und zwar von Anfang bis Ende, denn erst ganz am Schluss, unter den Danksagungen, fand ich mich erwähnt – als Quelle amüsanter Witze. Aber heute, lieber Manfred, hast Du mit Deiner liebenswürdigen und großzügigen *Laudatio* die damals geschlagene Wunde endgültig ausgeheilt.

Die Wahl in den Orden *Pour le mérite* stellt für mich nicht bloß eine große Ehre dar, sondern bietet mir auch die Gelegenheit, hervorragendste Vertreter anderer Disziplinen kennen zu lernen und Einblicke in Welten zu gewinnen, die mir weitgehend fremd geblieben waren. Für die Ehrung und Belehrung, die mir durch die Aufnahme in den Orden zuteil werden, bedanke ich mich herzlich.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
1999

1. Zuwahlen

2. Berichte über die

 Ordenstagung in Bonn

 Interne Tagung in Freiburg

3. Bildteil

ZUWAHLEN

Am 31. Mai 1999 in Bonn

a) Inländisches Mitglied

Dr. HANS-MAGNUS ENZENSBERGER (Schriftsteller)

b) Ausländische Mitglieder

1) Prof. MAGDALENA ABAKANOWICZ (Bildhauerin)

2) Prof. Dr. WALTER BURKERT (Altphilologe)

3) SOFIA GUBAIDULINA (Komponistin)

4) Prof. Dr. GYÖRGY KURTÁG (Komponist)

5) Prof. Dr. ROBERT WEINBERG (Krebsforscher)

6) Prof. Dr. ROLF ZINKERNAGEL (Immunologe)

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers, Hans Georg Zachau, kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 30. Mai 1999 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Tagungshotel STEIGENBERGER zusammen. Die Kapitelsitzung, an der nur die inländischen Mitglieder teilnahmen, fand am 31. Mai 1999, vormittags, ebenfalls im Tagungshotel statt.

An den Sitzungen nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Hans BELTING
Peter BUSMANN
Hendrik B. G. CASIMIR
Sir Henry CHADWICK
Albrecht DIHLE
Umberto ECO
Manfred EIGEN
Albert ESCHENMOSE
Horst FUHRMANN
Hans-Georg GADAMER
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Robert HUBERT
Eberhard JÜNGEL
Dani KARAVAN
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Rudolf MÖSSBAUER
Max F. PERUTZ

Hubertus VON PILGRIM
Robert M. SOLOW
Fritz STERN
Jacques Léon TITS
Charles WEISSMANN
Hans Georg ZACHAU

Thomas CONRAD und Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für Angele-
genheiten der Kultur und der Medien

Der Ordenskanzler begrüßte die Teilnehmer und bat vor Eintritt in die Tagesordnung um ein stilles Gedenken für die seit der letzten Tagung verstorbenen Ordensmitglieder Rolf Gutbrod, Rudolf Hillebrecht und Kai Higashiyama.

Dann überreichte er unter Beifall der Ordensmitglieder Herrn Eco Urkunde und das kleine Ordenszeichen des Ordens Pour le mérite. Am Mittag des 30. Mai 1999 folgten die Ordensmitglieder und ihre Begleitung einer Einladung des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Herrn Staatsminister Dr. Michael Naumann, zu einem Empfang mit anschließendem Essen im Hotel Steigenberger.

Am Nachmittag fand eine gemeinsame Fahrt nach Köln zur Besichtigung der Philharmonie und Ausgrabungen unter dem Dom statt. Für den Abend hatte der Ordenskanzler die Ordensmitglieder und ihre Damen zu der traditionellen Begegnung mit Kollegen der Bonner Universität geladen.

Nach der Kapitelsitzung am Vormittag des 31. Mai 1999, während der die Damen sowie einige ausländische Mitglieder an einer Führung durch das Deutsche Museum teilnahmen, und der Öffentlichen Sitzung des Ordens am Nachmittag in der Aula der Universität Bonn, nahm die Jahrestagung mit einem Abendessen auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten in der Villa Hammerschmidt ihren festlichen Ausklang.

Zwischentagung

Die interne Tagung der Ordensmitglieder fand am 26. und 27. September 1999 in Freiburg statt:

Es nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Karl Dietrich BRACHER
Walter BURKERT
Peter BUSMANN
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Gordon A. CRAIG
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Hans Magnus ENZENSBERGER
Horst FUHRMANN
Hans-Georg GADAMER
Walter GEHRING
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Sofia GUBAIDULINA
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Dani KARAVAN
Peter von MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Rudolf L. MÖSSBAUER
Christiana NÜSSLEIN-VOLHARD
Max F. PERUTZ
Hubertus von PILGRIM
Albrecht SCHÖNE
Robert M. SOLOW

Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Robert WEINBERG
Niklaus WIRTH
Hans Georg ZACHAU
Rolf ZINKERNAGEL

Thomas CONRAD und Jutta HAAKE
vom Beauftragten der Bundesregierung für Ange-
legenheiten der Kultur und der Medien.

Vor Eintritt in die Tagesordnung am Sonntagvormittag bat der Ordenskanzler um ein stilles Gedenken für das verstorbene Ordensmitglied Theodor Eschenburg.

Sodann begann die Sitzung mit der Überreichung der Urkunden über die Mitgliedschaft im Orden sowie den Krönchen auf Bandsteg und den kleinen Ordenszeichen des Ordens Pour le mérite an die anwesenden neuen Ordensmitglieder Sofia GUBAIDULINA, Walter BURKERT, Hans Magnus ENZENSBERGER, Robert WEINBERG, Rolf ZINKERNAGEL.

Die ebenfalls neu zugewählten Mitglieder Magdalena ABAKANOWICZ und György KURTÁG waren an einer Teilnahme verhindert. Im weiteren Verlauf wurden die anstehenden Nachwahlen und diverse Ordensangelegenheiten besprochen. Währenddessen nahmen die Damen an einer Fahrt nach Breisach/Münsterberg mit anschließender Rückfahrt durch den Kaiserstuhl teil.

In Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten a.D. Prof. Herzog stand für den Sonntagnachmittag eine gemeinsame Besichtigung des Freiburger Münsters sowie ein Rundgang durch die Altstadt von Freiburg auf dem Programm.

Am Montagvormittag sprachen – ebenfalls in Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten a.D. – Herr Casper über Universitäts-»verwaltung«, Herr Giersch und Herr Solow über »das leidige Geld«, Herr Stern über »Der Tod in Weimar« – Bemerkungen zur

Geschichte der Weimarer Republik sowie Herr Strömholm über Blaise Pascal mit jeweils anschließender Diskussion.

Nach dieser Diskussionsrunde begaben sich die Ordensmitglieder und deren Begleitung nach Günsbach im Elsass, wo sie das Albert-Schweitzer-Haus besichtigten. Dem schloss sich ein Besuch des Museums Unterlinden in Colmar (Isenheimer Altar) an. Die Tagung wurde mit einem Abendessen in der Zehners Stube in Pfaffenweiler abgeschlossen.

BILDTEIL



Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der
Kultur und der Medien im Hotel Steigenberger, Bonn-Venusberg,
am 30. Mai 1999

Von links:

Hans-Georg Gadamer, Staatsminister Dr. Michael Naumann



Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der
Kultur und der Medien im Hotel Steigenberger, Bonn-Venusberg,
am 30. Mai 1999

Von links:

Staatsminister Dr. Michael Naumann, Umberto Eco, Renate Eco



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999
Begrüßung der Ordensmitglieder durch den Herrn Bundespräsidenten

Von links:
Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog, Dani Karavan,
C. F. Freiherr v. Weizsäcker
Hintergrund: Albrecht Dihle



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999
Einzug der Ordensmitglieder

Von links:
Rektor Prof. Klaus Borchard, Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog,
Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999

Von links:

Renate Eco, Hans-Georg Gadamer, Horst Fuhrmann, Umberto Eco,
Karin Gutbrod, Peter Busmann, Oxana Hillebrecht



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999

Hubertus von Pilgrim während seines Vortrages



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999

Ordensüberreichung an Hans Belting durch
Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999

Ordensüberreichung an Umberto Eco durch
Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999

Ordensüberreichung an Charles Weissmann durch
Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Gesprächsrunde im Anschluss an die Öffentliche Sitzung
im Hofgarten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 31. Mai 1999.

Von links:

Hermann Haken, Dani Karavan, Umberto Eco, Horst Fuhrmann

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

INLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. Dezember 1999

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
HELMUT COING IN FRANKFURT 1984–1992: KANZLER DES ORDENS	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN 1979–1984: KANZLER DES ORDENS	PHYSIKER
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN AB 1992: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE
HERMANN HAKEN IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
HORST FUHRMANN IN STEINEBACH AB 1992: DRITTER VIZEKANZLER AB 1993: ZWEITER VIZEKANZLER AB 1997: ERSTER VIZEKANZLER	HISTORIKER
CARLOS KLEIBER IN GRÜN WALD	DIRIGENT
ALBRECHT SCHÖNE IN GÖTTINGEN	GERMANIST
BERNARD ANDREA E IN ROM, ITALIEN	ARCHÄOLOGE
HERBERT GIER SCH IN KIEL	NATIONALÖKONOM
FRIEDRICH HIRZE BRÜCH IN ST. AUGUSTIN	MATHEMATIKER
KARL DIETRICH BRACHER IN BONN	HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER
WOLFGANG GEROK IN FREIBURG/BR.	MEDIZINER

EBERHARD JÜNGEL IN TÜBINGEN
 MARTIN WALSER IN ÜBERLINGEN
 ROBERT HUBER IN GERMERING
 ARIBERT REIMANN IN BERLIN
 ALBRECHT DIHLE IN KÖLN
 LUDWIG FINSCHER IN WOLFENBÜTTEL
 ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER IN HAMBURG
 PETER BUSMANN IN KÖLN
 AB 1997: ZWEITER VIZEKANZLER
 ERWIN NEHER IN GÖTTINGEN
 HUBERTUS VON PILGRIM IN PULLACH

 BERT SAKMANN IN HEIDELBERG
 PINA BAUSCH IN WUPPERTAL

 RUDOLF L. MÖSSBAUER IN GARCHING
 JUTTA LAMPE IN BERLIN
 CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD IN TÜBINGEN
 HANS BELTING IN KARLSRUHE
 HANS MAGNUS ENZENSBERGER IN MÜNCHEN

THEOLOGE
 SCHRIFTSTELLER
 CHEMIKER
 KOMPONIST UND PIANIST
 ALTPHIOLOGE
 MUSIKWISSENSCHAFTLER
 RECHTSGELEHRTER
 ARCHITEKT

 BIOPHYSIKER
 BILDHAUER UND
 KUPFERSTECHER
 MEDIZINER
 BALLETTDIREKTORIN UND
 CHOREOGRAPHIN
 PHYSIKER
 SCHAUSPIELERIN
 ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
 KUNSTHISTORIKER
 SCHRIFTSTELLER

Im Jahre 1999 sind gestorben

ROLF GUTBROD	5. JANUAR
RUDOLF HILLEBRECHT	6. MÄRZ
THEODOR ESCHENBURG	11. JULI
EMIL SCHUMACHER	4. OKTOBER

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl
Stand: 31. Dezember 1999*

PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
HENDRIK B. G. CASIMIR IN HEEZE, NIEDERLANDE	PHYSIKER
SIR BERNARD KATZ IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ERNST KITZINGER IN OXFORD, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
JEAN GAUDEMET IN PARIS, FRANKREICH	RECHTSHISTORIKER
ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF IN ZUMIKON, SCHWEIZ	KAMMERSÄNGERIN
HANS BETHE IN ITHACA, USA	PHYSIKER
EDUARDO CHILLIDA JUANTEGUI IN SAN SEBASTIAN, SPANIEN	BILDHAUER
MAX F. PERUTZ IN CAMBRIDGE, ENGLAND	BIOPHYSIKER
STIG FREDERIK STRÖMHOLM IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
GORDON A. CRAIG IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
JEAN-MARIE LEHN IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
ALFRED BRENDEL IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER

ALBERT ESCHENMOSER IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
GERHARD CASPER IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
SIR HENRY CHADWICK IN OXFORD, ENGLAND	KIRCHENHISTORIKER
WALTER GEHRING IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
FRITZ STERN IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW IN CAMBRIDGE, MASS., USA	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
ANDRZEJ SZCZYPIORSKI IN WARSCHAU, POLEN	SCHRIFTSTELLER
JACQUES LÉON TITS IN PARIS, FRANKREICH	MATHEMATIKER
NIKLAUS WIRTH IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
PETER VON MATT IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ERIC R. KANDEL IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE
DANI KARAVAN IN TEL AVIV, ISRAEL	BILDHAUER UND ARCHITECT
UMBERTO ECO IN MAILAND, ITALIEN	SEMIOTIKER
CHARLES WEISSMANN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
MAGDALENA ABAKANOWICZ IN WARSCHAU, POLEN	BILDHAUERIN
WALTER BURKERT IN ZÜRICH, SCHWEIZ	ALTPHILOLOGE
SOFIA GUBAIDULINA IN APPEN, DEUTSCHLAND	KOMPONISTIN
GYÖRGY KURTÁG IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST
ROBERT WEINBERG IN CAMBRIDGE, USA	KREBSFORSCHER
ROLF ZINKERNAGEL IN ZÜRICH, SCHWEIZ	IMMUNOLOGE

Im Jahre 1999 sind gestorben

KAIH HIGASHIYAMA

6. Mai

BILDNACHWEIS

Rolf Gutbrod: Bundesbildstelle (Anschrift Postfach 2160, 53105 Bonn) . . .	17
Rudolf Hillebrecht: Bundesbildstelle	27
Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Staatsminister Dr. Michael Naumann: Bundesbildstelle	89
Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien, Staatsminister Dr. Michael Naumann: Bundesbildstelle	90
Begrüßung der Ordensmitglieder durch den Herrn Bundespräsidenten: Bundesbildstelle	91
Öffentliche Sitzung – Einzug der Ordensmitglieder: Bundesbildstelle . . .	92
Öffentliche Sitzung: Bundesbildstelle	93
Hubertus von Pilgrim während seines Vortrages: Bundesbildstelle	94
Hans Belting – Ordensüberreichung: Bundesbildstelle	95
Umberto Eco – Ordensüberreichung: Bundesbildstelle	96
Charles Weissmann – Ordensüberreichung: Bundesbildstelle	97
Öffentliche Sitzung – Gesprächsrunde: Bundesbildstelle	98

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1999

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers	7
Rolf Gutbrod – Gedenkworte von Peter Busmann	15
Rudolf Hillebrecht – Gedenkworte von Peter Busmann	25
Hubertus von Pilgrim: Vortrag: »Epigramme des Bildhauers – Denkmals- reflexionen –«	35
Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau an:	59
Hans Belting – Laudatio von Bernard Andreae	61
Umberto Eco – Laudatio von Horst Fuhrmann	66
Charles Weissmann – Laudatio von Manfred Eigen	71

Anhang

Aus der Chronik des Ordens 1999	79
1. Zuwahlen	80
2. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn	81
Interne Tagung in Freiburg	83

3. Bildteil

Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Hotel Steigenberger, Bonn-Venusberg	89
Empfang des Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien im Hotel Steigenberger, Bonn-Venusberg	90
Öffentliche Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn, Begrüßung der Ordensmitglieder durch den Herrn Bundespräsidenten	91
Öffentliche Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn, Einzug der Ordensmitglieder	92
Öffentliche Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn	93
Hubertus von Pilgrim während seines Vortrages	94
Hans Beltüing – Ordensüberreichung	95
Umberto Eco – Ordensüberreichung	96
Charles Weissmann – Ordensüberreichung	97
Gesprächsrunde im Anschluß an die Öffentliche Sitzung in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität	98
Mitglieder des Ordens (Stand 31.12.1999)	99
Bildnachweis	105

© 2000 · Bleicher Verlag · Gerlingen
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:
AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISSN 0473-145 X
ISBN 3-88350-172-7